

DER LANDSER GROSSBAND

Österreich S 24,-
Schweiz sfr 3,-

Italien L 2000 - Spanien Plus 195,-
Niederlande Hfl 2,75

3,- DM

**Erlebnisberichte zur 866
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges**

NEUAUFLAGE

MIT MAGAZIN UND DOKUMENTARISCHER BILDBEILAGE

W. BORCHER

Die vergessene Schlacht

1944/45: - Letzte Erfolge der 19. Armee in den Vogesen



DER LANDSER GROSSBAND

866 - Die vergessene Schlacht, von W. Borchers

1944/45. - Abwehrkampf in den Vogesen

Ab 6. Juni 1944 war nach der alliierten Landeoperation in Nordfrankreich, der im August erfolgten Invasion an der französischen Mittelmeerküste und den vorangegangenen Landungen in Italien die von Stalin, dem Oberbefehlshaber der Roten Armee, schon lange geforderte „Zweite Front“ endgültig Wirklichkeit geworden. Den Durchbrochen aus den jeweiligen Landeköpfen folgten die mit großer Überlegenheit an Menschen und Material geführten Vorstöße amerikanischer, britischer, kanadischer und französischer Truppen in Richtung Osten und Nordosten. Die in diesen Kampfräumen eingesetzten deutschen Verbände hatten - vor allem im Hinblick auf die absolute gegnerische Luftherrschaft - dieser Angriffswave trotz größter Tapferkeit nicht mehr viel entgegenzusetzen. Während im Osten sowjetische Angriffsspitzen bereits weit auf deutschen Boden vorgedrungen waren und sich der Reichshauptstadt Berlin näherten, zeichnete sich zum Jahresende 1944 auch auf den Kampfstätten des Westens die beginnende Niederlage ab. So auch bei der 19. deutschen Armee, die sich ab Oktober 1944 in den Vogesen einer äußerst schwierigen Lage gegenüber sah. Während britisch-amerikanische Truppen weiter nördlich bereits die Reichsgrenze erreicht hatten und motorisierte Teile der 19. Armee noch an der Burgundischen Pforte gegen die französische Armee im Kampf standen, war General Monsabert mit seiner 3. algerischen Infanteriedivision zum Sturm auf die deutsche Westvogesenstellung angetreten, wo die deutsche 338. ID und später die aus Norwegen herangeholte 269. Infanteriedivision die Hauptlast der Verteidigung zu tragen hatten. Besonders die Soldaten der 269., die schon in der Sowjetunion eingesetzt gewesen waren, standen in den verschneiten Bergwäldern bei bitterer Kälte vor einer Situation, die sie mehr als einmal an das Grauen in der Winterhölle Rußlands erinnert haben mochte. Jeder von ihnen wußte, daß die Zeiger der Schicksalsuhr bereits auf „fünf Minuten vor zwölf“ standen und auch ihr verzweifelter Ringen mit einem zähen Gegner sich jenseits aller Hoffnungen vollzog. Wie sie trotzdem ihre schwere Pflicht erfüllten, schildert der Autor nach authentischen Unterlagen auf den folgenden Seiten.

Die Redaktion

Der Leitstandoffizier der Batterie „Ida V“, Oberfeldwebel Deutz*), sollte es nie vergessen, wie Leutnant Lenhart gegen 07.30 Uhr am 26. Oktober 1944 zum Telefon griff und dem Abschnittskommandeur, Major Nath, sachlich meldete:

„Im unteren Drittel des Col de Morbieux Infanterie in Zugstärke zu erkennen. Frage: Sind eigene Spähtrupps unterwegs?“

Nach einer kurzen Pause kommt die Antwort: „Nein, keine eigenen Spähtrupps unterwegs. Wenn Infanterie ausgemacht, dann Gegner. Schießerlaubnis. Aber Munition sparen. Ende.“

Punkt 07.50 Uhr ist die Sicht so gut, daß ein genaues Zielen möglich ist. Die Sicht ist wichtig, denn die Batterie „Ida V“ besitzt weder Funkmeß noch modernes Feuerleitgerät. Man muß mit der Grabenschere schießen, das heißt, mit einem auseinanderklappbaren Fernrohr mit Gradeinteilung. Eine selbstgebastelte Entfernungsmeßuhr mit Aufschlagmessung ist sozusagen der große „Luxus“ der Batterie.

So ausgerüstet, steht man der 3. algerischen Infanteriedivision des Generals Monsabert gegenüber, dem es weder an hochtechnisierten Waffen noch an Infanterie mangelt.

Nath gibt jetzt den Befehl an alle drei Geschütze: „Feuer frei!“ Als hätte drüben der Gegner nur auf den deutschen Feuerbefehl gewartet, donnern jetzt im gleichen Augenblick die Salven des Feindes herüber. Im Batteriegelände liegen die Männer blitzschnell in Deckung.

Die französische Artillerie hat längst mit aufgefaßtem Ziel gewartet, ihre Werte sind genau errechnet. Vier 15-cm-Batterien haben den Feuerbefehl nur so lange zurückgehalten, bis es klar war, daß die französische Infanterie im unteren Drittel des Col de Morbieux von den Deutschen entdeckt worden ist. Und kaum war das Mündungsfeuer der Batterie „Ida V“ aufgeblitzt, da wurde allen vier Batterien der Feuerbefehl erteilt.

„Ida V“ hat sich aber bereits eingeschossen. Die nächste Lage liegt deckend im Ziel. Volltreffer zwischen zwei Gruppen, die nun auseinanderspritzen, sich in Deckung werfen.

Aus der Waldgrenze brechen nun weitere Infanteriegruppen hervor. Oberfeldwebel Deutz kommt aus dem Staunen nicht heraus. Fünzig Mann, dann sind es schon über hundert, und schließlich formiert sich mitten auf den kahlen Osthang des Col de Morbieux ein ganzes Infanteriebataillon zum Angriff in Richtung Straße Le Menil-Cornimont.

Schuß um Schuß wird aus den Rohren gejagt. Die Kanoniere achten nicht mehr auf die nahen Einschläge der französischen Artillerie, sie können sich auch nicht mehr in Deckung werfen. Wenn sie jetzt nicht dranbleiben und den Gegner niederhalten, wird dieser in Kürze die Straße überschreiten, im Kusselgelände westlich davon untertauchen und könnte dann beinahe mühelos die Vorderhangstellungen der Kampfgruppe Nath angreifen.

„Sperrfeuer im Feuerraum Drei-sieben-zehn!“ befiehlt Leutnant Lenhart. Und: „Geschütze Weyer und Stripp feuern weiter auf bisherige Ziele!“

Vierzehn Granaten sind verfeuert, und die französische Infanterie hat bereits große Verluste erlitten. Es sieht beinahe so aus, als zögen sich schon Teile des angreifenden Bataillons zur schützenden Waldgrenze zurück.

Aber die drüben sind nun in Wut geraten. Und sie können auch zielen. Es ist 08.25 Uhr, als das Geschütz Weyer ausfällt. Es ist ein schwerer Treffer. Zwei Kanoniere werden getötet, einer verwundet. Das Geschütz schießt nicht mehr.

Das feindliche Artilleriefeuer wächst zu einem Feuerorkan aus, der sich bereits auf die Stellungen der eigenen Infanterie ausbreitet.

Der Abschnittskommandeur, Major Nath, verfolgt von seinem Gefechtsstand aus die Tragödie. Es ist ihm längst klar, daß Lenhart sich mit seiner Batterie nur noch kurze Zeit behaupten kann. Und wenn er einen Blick durch das Glas zum Col de Morbieux wirft, wird ihm bange, denn was da über die Kahlhänge herunter angreift, ist bereits ein ganzes Regiment.

Ein ganzes französisches Infanterieregiment gegen 280 Mann der Kampfgruppe Nath! Wie soll das ausgehen?

Das französische Artilleriefeuer liegt jetzt deckend auf den „alten Stellungen“ der Kampfgruppe. Diese sind seit zwei Tagen geräumt, die neue HKL (Hauptkampflinie) befindet sich zirka 250 Meter weiter ostwärts und ist eine Hinterhangstellung, die sich durch eine zwei Kilometer lange Mulde hinzieht und vom Feind nicht eingesehen werden kann.

Um die französischen Beobachter zu täuschen, hat Major Nath tagsüber einige Gräben und MG-Stellungen besetzen lassen. Offenbar ist der Gegner auf den Trick hereingefallen und glaubt, ein echtes Ziel zu beschießen. In Wirklichkeit pflügen seine Granaten unbesetztes Gelände um.

Noch hängt alles in der Schwebe. Lenharts lächerliche zwei Geschütze können zwar die feindliche Infanterie nicht zum Rückzug zwingen, aber sie ist vorsichtiger geworden, hat sich breit entfaltet und geht nur sprunghaft in Richtung der Straße vor. Die maximale Entfernung zu dieser beträgt noch ungefähr 700 Meter.

Ungehindert kommen Monsaberts Soldaten allerdings nicht über die Straße, denn an der Wegegabel 77, vier Kilometer nördlich von Le Menil, liegt Feldwebel Ermann mit seinem 15 Mann starken Zug, zwei MG 42 und einer 5-cm-Pak.

Das ist aber auch alles, was Major Nath vorne liegen hat. Inwieweit es Ermann im Ernstfall gelingen wird, die Franzosen niederzukämpfen, muß abgewartet werden.

Um sich zu vergewissern, wie es im Nachbarabschnitt aussieht, läßt Major Nath eine Telefonverbindung zu Hauptmann Graf herstellen, dessen Abschnitt unmittelbar vor der Ortschaft Le Menil liegt.

Die Verbindung kommt sofort zustande, und Graf selber ist in der Leitung. Er fragt Major Nath bestürzt, was in seinem Abschnitt plötzlich los sei.

„Ich fürchte, die Franzosen treten zu dem erwarteten Großangriff auf den Col de Menil an“, antwortet Nath.

„Komisch!“ knurrt Hauptmann Graf.

„Gar nicht so komisch“, erwidert der Major. „Ist doch ganz klar: Monsabert sucht sich die schwächste Stellung im Menü-Abschnitt heraus, und die ist bei mir. Ist denn bei Ihnen gar nichts los, Graf?“

„Nein. Nur nachts kamen die Franzosen mit drei kampfstarken Stoßtrupps bis vor meine HKL, aber wir konnten sie zurückschlagen. Seitdem rühren sie sich nicht mehr.“

„Graf, tun Sie mir bitte den Gefallen und informieren Sie die Division. Ich kriege keine Verbindung.“

„Selbstverständlich, Herr Major“, antwortet Hauptmann Graf, als Nath dazwischenruft: „Ich muß unterbrechen. Ich glaube, es ist etwas mit Lenharts Batterie passiert. Bis später, Graf!“

Major Nath legt auf. Neben ihm steht mit erhitztem Gesicht Leutnant Martens, der die ganze Zeit über schon Zeichen gegeben hatte, der Major möge das Telefonat unterbrechen.

„Zum Teufel, was wollen Sie denn, Martens?“ fährt Nath seinen Adjutanten an. „Ist was mit Lenhart los?“

„Jawohl, Herr Major. Geschütz III hat nun ebenfalls Volltreffer bekommen. Die gesamte Geschützbedienung ist verwundet oder tot“, berichtet der Adjutant erregt.

Nath erleichtert. „Haben wir noch Fernsprechverbindung zur Batterie?“

„Ja! Möchten Sie Leutnant Lenhart sprechen?“ „Natürlich. Los, beeilen Sie sich, Mann!“ drängt der Kommandeur. Sekunden später ist der Batteriechef in der Leitung. „Vor zwei Minuten ist mein III. Geschütz ausgefallen, Herr Major“, dringt Lenharts heisere Stimme durch den Draht. „Zwei Tote, Geschützfürer schwer verwundet, ebenso der Ladekanonier.“ „Liegen Sie noch unter Beschuß“ fragt der Major. „Jawohl“, antwortet Leutnant Lenhart.

„Feuer sofort einstellen!“ befiehlt Major Nath. Da hört er im Telefon das rasende Tacken mehrerer Maschinengewehre. „Lenhart, was für MG schießen denn da?“

Der antwortet nach wenigen Sekunden: „Wenn mich nicht alles täuscht, Herr Major, sind es die Maschinengewehre von Feldwebel Ermann. Er wird Gefechtsberührung bekommen haben.“

„Nein, nicht möglich!“ entfährt es Nath. „So weit können die Franzosen doch noch gar nicht sein. Hören Sie, Lenhart, machen wir Schluß. Und noch einmal: Keinen Schuß mehr, bis sich die Lage bei Ihnen beruhigt hat. Mimen Sie ruhig den toten Mann, und wenn es möglich ist: Stellungswechsel mit dem noch heilen Geschütz vorbereiten. Ende.“

Die Ereignisse überschlagen sich jetzt. Kaum hat der Major aufgelegt, stürzt Unteroffizier Guschmann vom Nachrichtenzug in den Gefechtsstand und meldet:

„Eben kam ein Anruf von Feldwebel Ermann, Herr Major: Der Gegner überschreitet in Zugstärke die Straße Menil-Cornimont bei Wegegabel 77.“

„Jetzt ist die Misere komplett!“ stöhnt Major Nath. Irritiert blickt er mit dem Glas zum Col de Morbieux, sucht den unteren Hang ab und stellt fest, daß dort der Gegner zwar langsam in Richtung Straße vordringt, die vordersten Teile aber noch mindestens 400 Meter entfernt sind.

Wie konnte da Feldwebel Ermann bereits Gefechtsberührung mit den Franzosen haben?

*

Des Rätsels Lösung ist ziemlich einfach. Während die Masse der Franzosen - es handelt sich um das 1. Fallschirmjägerregiment (1. RCP) - über den Osthang des Col de Morbieux talabwärts flutet, hat Colonel Leboube, Kommandeur dieses Eliteregiments, einen 30 Mann starken Stoßtrupp nordwärts von Le Menü angesetzt. Dieser hat den Auftrag, den deutschen Straßenposten beim Cafe-Restaurant „Chevrier“ (zu deutsch: „Ziegenhirte“) zu beseitigen, um dann links der Chaussee zur Wegegabel 77 vorzustoßen.

Keine ganz einfache Aufgabe für den Stoßtrupp, denn Sergeant (Feldwebel) Latala, der den Trupp führt, kennt die Wachsamkeit der Deutschen. Die Erfahrungen, die er mit ihnen gemacht hat, sind nicht die besten.

Pünktlich um 08.15 Uhr erreicht der französische Stoßtrupp die Ausgangsposition. Entfernung zu den Deutschen: 25 Meter, einen Steinwurf weit also. Es sind vier Mann. Sie liegen im jenseitigen Straßengraben neben einem MG, das in Richtung Cornimont zeigt.

„Das ist Fehler Nr. 1“, flüstert Latala dem Corporal (Unterpfizier) der marocains zu. „Bis sie das MG herumbringen, müßt ihr sie niedergemacht haben.“

„Keine Sorge, wird erledigt“, antwortet leise der Corporal.

„Aber wie kommt ihr über die Straße?“ überlegt Sergeant Latala.

„Irgendwie. Warten wir ab.“

Eine gewiß groteske Situation. 25 Meter nur bis zum Gegner, und nur vier Mann. Vier gezielte Schüsse, und der Weg wäre frei. Aber das gerade ist ihnen verboten.

„Keinen Gefechtslärm, keinen einzigen Schuß!“ hatte der Colonel (Oberst) ausdrücklich befohlen und hinzugefügt: „Wenn ihr beim Straßenposten Krach macht, sind die anderen an der Wegegabel gewarnt.“

Latala hatte darauf hingewiesen, daß die Deutschen nicht dumm seien. Worauf Leboube antwortete: „Non, aber wir sind schlauer, Sergeant.“

Du hast gut reden, dachte Sergeant Latala. Aber der Colonel konnte ihn beruhigen. „Louis wird zur richtigen Zeit die Deutschen ablenken, und das ist eure Stunde.“

Louis! Das war der Meniler FFI-Chef. Latala kennt ihn flüchtig. Er blickt auf die Uhr. Gleich ist es zwanzig nach acht.

Vorn am Col de Morbieux knallt und kracht es. Die eigene Artillerie schießt sich mit der deutschen herum. Fauchend und zischend jagen die Granaten hinüber und herüber. Und die Fallschirmjäger werden jetzt vermutlich die kahlen, deckungslosen Hänge hinabstürmen, ins deutsche Artilleriefeuer laufen, Angst haben, verwundet werden. Viele werden auch an diesem verfluchten Kahlhang sterben.

In diesem Augenblick stößt der marokkanische Corporal Latala an und zeigt mit dem Kopf straßenaufwärts.

Latala stößt einen leisen Fluch aus.

„Was will denn der Kerl auf der Straße?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Ist denn der Junge verrückt geworden?“ entrüstet sich Latala.

Dreißig Augenpaare blicken jetzt zur Straße hinab, wo ein etwa zehnjähriger Junge, bepackt mit einer großen Milchkanne, dem Ortsrand von Menü zustrebt. Den Kopf in die Schultern eingezogen, läuft er daher, schaut nicht rechts und nicht links, aber jedesmal, wenn hinter ihm die Granaten in die Hänge donnern, zuckt er zusammen.

Latala blickt auf die Uhr. 25 Minuten nach acht. Das ist die vereinbarte Zeit, wo der Meniler FFI-Chef eingreifen und den deutschen Straßenposten ablenken soll.

Da ist bestimmt etwas schiefgelaufen! durchzuckt es Latala. Denn eines ist klar: Solange der Bub auf der Straße ist, kann und darf nichts unternommen werden. Aber sagte Colonel Leboube nicht: „Halten Sie sich genau an die vereinbarte Zeit, Sergeant. Um 08.25 Uhr wird Louis eingreifen. Sie können sich auf diese Zusage hundertprozentig verlassen.“

Jetzt ist es 08.25 Uhr. Sogar schon eine Minute drüber. Und wo ist Louis? Was tut er, um den deutschen Straßenposten abzulenken?

Mit einem Male steigt in Latala eine Ahnung auf.

Nein, denkt er dann, nicht so! Er kann doch nicht ein Kind als Lockvogel benützen. Und dennoch muß es so sein...

Mit vor Erregung heiserer Stimme wendet sich der Sergeant an den marokkanischen Corporal und teilt diesem seinen Verdacht mit.

„Royer, was machen wir jetzt?“

„Den Auftrag ausführen“, antwortet der Marokkaner.

*

Leon, der Junge vom Wirt des Gasthauses „Le Chevrier“, ist den Grenadiere längst kein Unbekannter mehr. Jeden Tag etwa um dieselbe Zeit bringt er seine Dreiliterkanne zum Hotel „Les Sapins“, das am nördlichen Ortsrand von Menil liegt.

Der Obergefreite Schmidt, verantwortlicher Postenführer, wundert sich zwar auch, daß bei der seit einer halben Stunde ausgebrochenen Kampftätigkeit der Wirt seinen Jungen losgeschickt hat. Aber offenbar hat der Bub Schneid.

Leon ist jetzt heran. Es scheint, als zögere er einen Moment. Schmidt ruft ihm wie jeden Morgen einen Gruß zu und dann reden sie miteinander. Doch Leon ist heute ängstlich, und er blickt fortwährend scheu um sich.

Schmidt, der das sonderbare Verhalten des Jungen auf den Kampflärm zurückführt, geht daher auch nicht weiter darauf ein.

Doch dann läßt der Junge die Milchkanne zu Boden fallen und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.

Sekunden später stirbt der Obergefreite Schmidt unter dem Messer eines Marokkaners, zusammen mit ihm zwei seiner Kameraden. Nur einer, der sich totstellte, wird später gefunden und kam mit dem Leben davon. -

Mit dem Gewinn des östlichen Straßengeländes hat der Stoßtrupp des Sergents Latala nun alle Trümpfe in der Hand. Im Schutz des dichtbewachsenen Geländes können die französischen Fallschirmjäger mühelos und ungesehen an den vorgeschobenen deutschen Verteidigungsriegel der Deutschen heranpirschen.

Feldwebel Ermann ahnt zu diesem Zeitpunkt nicht, was auf ihn und seine Männer zukommt: daß er längst vom Gegner umgangen ist und in einer tödlichen Falle sitzt.

Aller Augen sind auf den Osthang des Col de Morbieux gerichtet, wo die Franzosen mittlerweile bis auf etwa 150 Meter an die Straße herangekommen sind.

Die beiden deutschen MG-Schützen und der Geschützführer der 5-cm-Pak warten auf den Feuerbefehl. Die Spannung ist kaum mehr zu ertragen. Doch das Feuer soll erst durch einen Befehl des Zugführers ausgelöst werden. Ermann aber wartet. Er will den Feuerschlag erst dann durchführen, wenn die Angreifer das leicht ansteigende und völlig deckungslose Gelände kurz vor der Straße erreicht haben.

Gelingt es, die Franzosen in diesem Geländestreifen zu überraschen, wird das zweifellos Panik und Verwirrung hervorrufen.

Ermann ist deshalb einigermaßen zuversichtlich, obgleich er nur eine Handvoll Männer zur Verfügung hat. Er vertraut auf seine MG-Schützen und die Wirkung der 5-cm-Pak.

Plötzlich tackern im Rücken der Grenadiere mehrere Maschinengewehre, peitschen Gewehrschüsse, bellern Maschinepistolen.

Ermanns Melder, der Gefreite Bauer, der neben dem Feldwebel liegt, bricht zusammen. Kopfschuß! Ermann fängt den Körper des Getroffenen auf, und Bauer stirbt in den Armen seines Zugführers. Der ist wie gelähmt.

„Feind in unserem Rücken!“ hört Ermann einen seiner Männer brüllen.

Zwei von Ermanns MG-Schützen erwidern das Feuer, nehmen eine Gruppe Fallschirmjäger unter Beschuß, die hinter der Buschreihe, die sich links eines Stadels hinzieht, in Stellung gehen wollen.

„Rundumverteidigung!“

Es hat nur wenige Augenblicke gedauert, bis sich Feldwebel Ermann wieder gefangen hat. Mit zwei Sprüngen ist er neben dem Obergefreiten Herfurt, der das Tornisterfunkgerät bedient.

„Schnell, eine Verbindung zum Bataillon!“

Herfurt, sich dicht an den Boden pressend, hat bereits die Frequenz eingestellt und ruft das Bataillon. Diese Geistesgegenwart ermöglicht es Ermann, die Meldung abzugeben, die im Gefechtsstand des Bataillons wie eine Bombe einschlägt.

Danach geht für einige Zeit alles drunter und drüber. Auf kürzeste Entfernung liefern sich die Grenadiere und Leoubes Fallschirmjäger ein erbittertes Feuergefecht, wobei erstere insofern einen gewissen Vorteil besitzen, weil sie in ihren Schützenlöchern sitzen, während der Gegner sich erst Deckung suchen muß. Und Ermanns Männer kennen das Gelände. Sie wissen, wo man sich verkriechen kann, wo gutes Schußfeld ist. Diese Geländepunkte werden nun unter Feuer genommen.

Überrascht davon, daß die Deutschen trotz der Überrumpelung Widerstand leisten, geraten die französischen Fallschirmjäger in die unangenehme und nicht erwartete Situation, sich plötzlich selber verteidigen zu müssen.

Sergeant Latala jagt eine Gruppe zum Stadel, der Ermanns Männern nachts als Unterkunft gedient hatte. Latala glaubt von dort aus ein besseres Schußfeld zu haben.

Todesmutig springen zehn Mann los. Sie erreichen auch den Schuppen und sind froh, dem Geschoßhagel der deutschen MG entronnen zu sein. Es war ein Irrtum.

Die Bedienung der 5-cm-Pak feuert nämlich bereits. Die Granate heult in den Heuboden der Hütte. Das darin gelagerte Stroh entzündet sich. Flammen schlagen durch das Dachgebälk.

Das Dach stürzt zusammen, und die brennenden Balken begraben einen Teil der eingedrungenen Soldaten. Vier Mann versuchen durch eine Bretterlücke zu schlüpfen. Sie kommen nicht weit.

Spätestens jetzt wird es Sergeant Latala klar, daß der Handstreich auf die Deutschen mißglückt ist. Sieben Tote liegen im Gras. Drei Verwundete kriechen seitlich an ihm vorbei und versuchen, eine Deckung zu erreichen.

Zähneknirschend muß Latala den Befehl zum Rückzug geben. Es bleibt ihm keine andere Wahl, wenn er nicht riskieren will, daß noch mehr von seinen Männern getötet werden.

„Zurück! Absetzen in Richtung Col du Menü!“

Doch Latala hat wiederum Pech. Vier seiner Männer geraten in eine deutsche Minensperre. Die Minen hatte Major Nath erst die vergangene Nacht auf Befehl der Division auslegen lassen. Keiner der vier Fallschirmjäger kommt mit dem Leben davon. Es ist ein furchtbarer Anblick.

Nun ist das Debakel vollkommen. Das Stoßtruppunternehmen endet mit einer bitteren Niederlage.

Die Überlebenden scharen sich oben am Hang des Col du Menü um ihren Sergeant und blicken dorthin, wo ihre toten Kameraden liegen. Es half nichts, den Krieg zu verfluchen und alles, was damit zusammenhing, denn der Wahnsinn war noch nicht zu Ende.

Weiter, drüben kommen die Franzosen nun scharenweise den Col de Morbieux herab. Oben an der Baumgrenze gehen Maschinengewehrscützen in Stellung, die den Feuerschutz für die angreifende Infanterie übernehmen sollen.

Anstatt rasch den Kahlhang zu überqueren, lassen die Angreifer sich Zeit. Da und dort entstehen Stauungen. Offiziere fahren dazwischen, jagen die Gruppen auseinander. Kommandos hallen im engen Tal.

Feldwebel Ermann wartet noch. Er läßt die Gegner bis auf 600 Meter herankommen, dann gibt er den Feuerbefehl für die MG und die Pak.

Die französischen Angriffswellen spritzen auseinander. Zu spät! Die deutschen Maschinengewehre feuern über den Hang, und die Pak schießt mit ihren 5-cm-Granaten in die feindlichen Züge.

Es ist das II. Bataillon des Fallschirmjägerregiments, das durch den überraschenden Widerstand der Deutschen schwere Verluste erleidet.

Im Geschoßhagel der deutschen MG werden die Stürmenden gezwungen, Deckung zu nehmen. Aber was hieß hier schon Deckung? Mehr als auf dem flachen Gelände sich hinzulegen, war nicht möglich.

Die französischen MG-Schützen nehmen zwar den Feuerkampf mit dem Gegner auf, aber die eigenen Leute versperren ihnen das Schußfeld.

Feind in Zugstärke hat jetzt das untere Ende des Hanges erreicht. Ihre Absicht ist klar: Sie wollen in den Straßengraben, der ihnen Deckung bietet, um hier MG in Stellung zu bringen.

Schon springen drei Mann in den ziemlich breiten Chausseegraben, und der Tod ist ihnen gewiß. Sie springen auf Minen!

Die Warnung eines Fallschirmjägerunteroffiziers kommt zu spät. Weitere sieben Mann laufen ins Verderben. Nicht einer kommt mit dem Leben davon, denn gerade hier ist der Straßengraben mit S-Minen gespickt.

Die Minen und das MG-Feuer bringen den Angriff des II. Bataillons zum Stehen.

„Auseinander! Tiefer staffeln!“ So hagelt es Kommandos.

Colonel Leboube, der von seinem vorgeschobenen Gefechtsstand das Desaster seines II. Bataillons miterlebt, gerät in Wut. Was bedeutet dies alles? Hatte nicht Latala den Befehl, den deutschen Straßenposten dort unten auszuschalten? Es ist aber offenbar etwas schiefgegangen.

Wenn Leboube eine Katastrophe größeren Ausmaßes verhindern will, muß der deutsche Widerstand so schnell wie möglich gebrochen werden. Das kann aber nur mit Hilfe der Artillerie geschehen. Er winkt den Artillerieverbindungsoffizier heran. „Wieviel Batterien haben Sie an der Leitung?“ „Zwei Kanonen- und drei Haubitzenbatterien, mon colonel.“ „Viel zu wenig!“ schnaubt Leboube. „Holen Sie noch die amerikanischen Batterien heran. In zehn Minuten darf dort unten kein Stein mehr auf dem anderen stehen.“

Der Oberleutnant entfernt sich, ruft die Batterien ab. Er weiß ebenso gut wie sein Oberst, daß die Deutschen dort unten tatsächlich nur mit der Überlegenheit der französischen Feuerkraft in die Knie gezwungen werden können.

Feldwebel Ermann war nicht einen Moment darüber im Zweifel, daß er den Ansturm der Franzosen auf die Dauer nicht würde aufhalten können. Das war auch nicht seine Aufgabe. Er hatte lediglich den Befehl, hinhaltenden Widerstand zu leisten.

In einem eben geführten Funkgespräch, in dem er Major Nath die Lage schilderte, bekam der Feldwebel die Erlaubnis, sich bei großer Feindüberlegenheit oder starkem Artillerieschlag zur eigenen HKL zurückzuziehen.

Diese Situation scheint nun einzutreten.

Zuerst setzen die Franzosen drei Richtungsschüsse in die Gegend, sie gabeln sich also ein. Und dann geht's los. Die Grenadiere haben den Eindruck, als öffne sich die Hölle.

Granate um Granate faucht heran, schlägt ein, schleudert Wolken von Dreck, Wasser und Gestein in die Luft. Ringsherum versinkt alles in Feuer und Rauch.

„Wenn wir uns jetzt nicht absetzen“, brüllt Unteroffizier Karner dem Feldwebel zu, „kommen wir hier nicht mehr heraus.“

Schwere Kaliber wühlen Meter um Meter die fruchtbare Erde dieses Tales um. Jetzt ist alles klar: Der Gegner will den deutschen Straßenstützpunkt durch schweres Vernichtungsfeuer liquidieren.

Ermann zögert keine Sekunde mehr und gibt den Rückzugsbefehl. „Einzel sprungweise absetzen!“ ertönt sein schrilles Kommando.

Der Rückzugsweg ist jedem Grenadier bekannt. Er führt über einen Wiesenpfad, an einer 400 Meter langen Heckenreihe entlang, dann durch einen kleinen Hohlweg und von dort aus quer durch offenes Gelände bis zur eigenen Linie.

Das Artilleriefeuer wird unerträglich. Rechts und links, hinten und vorn schlagen die Granaten ein. Trotz dieses mörderischen Beschusses setzen sich Ermanns Grenadiere ab.

Ermann und die beiden MG-Schützen, die Obergefreiten Lax und Everding, folgen als letzte. Sie decken den Rückzug der Kameraden, denn es muß damit gerechnet werden, daß die Franzosen nachstoßen.

Die kriegen auch schnell heraus, was sich im deutschen Straßenstützpunkt abspielt. Rote Leuchtkugeln zischen in den Himmel. „Feuer vorverlegen! Wir überqueren die Straße“, heißt das. Die französischen Artilleriebeobachter reagieren rasch. Prompt wird das Feuer auf den Menil-Westhang verlegt.

Noch wehen Pulverdampf und Rauch über das Gelände, da sind die Pioniere der Franzosen heran. Mit kurzen Sturmleitern wird der Straßengraben überquert. Die vor wenigen Minuten hochgegangenen Minen lassen es dem Kommandeur des II. Fallschirmjägerbataillons nicht geraten erscheinen, seine Männer durch den Chausseegraben zu hetzen.

An vier Stellen gleichzeitig überqueren die Franzosen die Straße nach Cornimpnt.

Aus einer Entfernung von 150 Metern beobachten Feldwebel Ermann und seine beiden MG-Schützen den Feind.

„Weg von hier!“ brüllt Ermann.

Nach der Räumung des Straßenstützpunktes GP 77 ist der Weg für die französischen Fallschirmjäger frei. Scharenweise überqueren sie die Straße, nachdem eine Gruppe Pioniere den Chausseegraben von den Minen geräumt hat. Niemand hält sie mehr auf. Der Westhang des Col de Menü liegt greifbar nahe vor den Sturmbataillonen des Colonel Leboube, aber auch die sich darauf hinziehende deutsche HKL.

Jetzt, nachdem man sich endlich einen Brückenkopf erkämpft hat, muß dieser unter allen Umständen zuerst einmal abgesichert und ausgebaut werden. Schon deshalb, weil damit gerechnet werden muß, daß die Deutschen zum Gegenstoß antreten.

Das II. Bataillon übernimmt den Schutz des Brückenkopfes. Je eine Kompanie riegelt Gelände und Straße in Richtung Menü und Cornimont ab. Minen werden ausgelegt, Pak in Stellung gebracht, das umliegende Gelände von Fallschirmjägertrupps durchkämmt. Immerhin könnten sich die Deutschen noch irgendwo versteckt halten, um im günstigen Augenblick dann loszuschlagen und Verwirrung zu stiften.

Leboube tut noch ein übriges: Er läßt zwei kampfstärke Panzervernichtungstrupps bereitstellen, die an beiden Seiten der Straße in Stellung zu gehen haben.

Diese zusätzliche Sicherungsmaßnahme hat einen ganz bestimmten Grund. Colonel Leboube fürchtet nämlich, daß die Deutschen wieder, wie vor einer Woche, ihre Tiger- und Pantherpanzer einsetzen könnten.

Diese Sorge hätte sich der französische Fallschirmjägeroberst nicht zu machen brauchen. Im Le Thillot-Abschnitt gibt es keine „Panther“ und „Tiger“ mehr. Der Kampfkommandant von Le Thillot hat die Panzer längst wieder abgeben müssen. Die 19. Armee beorderte sie zurück, weil sie an anderen Brennpunkten der Schlacht benötigt wurden.

Das Bunkertelefon schrillt.

„Jawohl, Naht am Apparat. Wer ist dort? Ah ja, ich verstehe...“

Der Ia der 338. Infanteriedivision ist in der Leitung. Er will einen ausführlichen Bericht haben. Nath gibt ihn und umreißt mit wenigen Worten die außerordentlich prekäre Situation im Abschnitt Le Menü - Col de Menü.

Beide Stabsoffiziere erhitzen sich ziemlich bei diesem Gespräch. Nath wird recht massiv, fordert Verstärkung seines Abschnitts. „Ansonsten -kracht der Laden zusammen, Herr Oberstleutnant.“ Der wiederum versucht dem Major klarzumachen, daß keinerlei Einsatzreserven vorhanden seien und im übrigen das Auskämmen der rückwärtigen Dienste so gut wie gar keinen Erfolg gehabt hätte.

„Wenn ich Herrn Oberstleutnant also richtig verstehe“, knurrt Nath ins Telefon, „sieht sich die Division außerstande, gegen den französischen Brückenkopf etwas zu unternehmen.“

„Genau das wollte ich sagen“, bestätigt der Ia und fügt beschwörend hinzu: „So begreifen Sie doch, Nath! Ich könnte Ihnen nicht einmal eine Gruppe Grenadiere schicken. Ich bin pleite. Zum anderen wissen Sie ebensogut wie ich, daß bereits Teile der Division herausgelöst wurden, da unseren Abschnitt die 269. Infanteriedivision übernehmen wird.“ „Ein in der Tat günstiger Zeitpunkt“, sagt Nath bissig. „Das weiß ich selber. Aber darauf haben weder der Herr General noch ich den geringsten

Einfluß", stellt der la kühl fest. „Nun gut", sagt Nath, „und was soll nun geschehen?" „Die gegenwärtigen Stellungen sind um jeden Preis zu halten", antwortet der la der 338. ID.

Der übliche Befehl! Zum Kotzen ist das! Nur keine Rückzugsbewegungen. Selbst dann nicht, wenn sie den taktischen Erfordernissen entsprechen. Nur keinen Rückzugsbefehl, den behält sich seit neuestem Hitler persönlich vor.

Wütend knallt Major Nath den Hörer auf den Kasten und brütet dumpf vor sich hin. Dann geht er im engen Bunker auf und ab. Drei Schritte nach links, zwei nach rechts. Wie in einem Gefängnis.

Feldwebel Ermann scheint der Major vergessen zu haben, bis dieser sich diskret räuspert. Da bleibt Nath stehen und schaut den bewährten Zugführer mit verzweifelterm Blick an.

„Was sagt die Division?" fragt Ermann mit gepreßter Stimme. Nath lacht hart auf. „Was wohl? Wir unterliegen nach wie vor dem Anbindebefehl. Halten um jeden Preis. Und im übrigen wird das Hemd immer kürzer."

Er winkt Ermann an die Karte. „Da, sehen Sie sich nur die Schweinerei an. Hier, im Halbbogen, unsere schwach besetzten Stellungen. Nach rechts eine Lücke von zwölf Kilometern, sehen wir einmal von den lausigen drei Stützpunkten ab, die zwischen unserer rechten Flanke und dem linken Flügel der 269. ID liegen. Und wir: Eine Streitmacht von knapp 250 Mann, der ein ganzes Regiment der Franzosen gegenüberliegt. Und diese Scheißlage läßt die oben einfach kalt."

„Wir müssen hier raus, Herr Major, wir sind in der Mausefalle", sagt Feldwebel Ermann.

„Nein, unser Befehl lautet: Halten!" antwortet Nath hart. „Sie haben's doch gehört. Halten! Um jeden Preis! Natürlich sitzen wir in der Falle, wir hängen in der Luft, wie es so schön heißt." „Schöner Mist das!" brummt Feldwebel Ermann. Der Major hebt einen Kistendeckel hoch und holt eine angebrochene Flasche Schnaps hervor. Er drückt sie Ermann in die Hand.

„Da, nehmen Sie sie und trinken Sie mit Ihren Männern einen. Sie haben es verdient. Im übrigen, halten Sie sich bereit, Ermann. Vielleicht kommt mir eine Idee, wie wir uns aus der Klemme ziehen können."

„Danke, Herr Major." Ermann steckt die Flasche in seine Manteltasche, salutiert und verläßt den Bunkergefechtsstand.

Draußen begegnet er dem Bataillonsadjutanten. „Ist der Chef drin?" fragt der Leutnant. „Jawohl, Herr Leutnant."

„Der Regimentskommandeur ist nämlich unterwegs", sagt der Leutnant. „Der ist ganz schön im Saft, kann ich Ihnen sagen."

Der Besuch des Regimentskommandeurs gilt natürlich der „neuesten Lage". Der Oberst besteht darauf, sich persönlich ein Bild vom feindlichen Brückenkopf zu machen. Zusammen mit Major Nath begibt er sich zu einem vorgeschobenen Gefechtsvorposten, von wo aus die Straße und das Gelände rund um GP 77 einzusehen sind.

Der feindliche Aufmarsch unten im Travexin-Tal ist beeindruckend. Infanterie wird über den Col de Morbieux nachgezogen. Trägertrupps, die Munition schleppen, sind unterwegs. Infanteriegeschütze werden mühsam ins Tal nachgeführt. Und alles das direkt unter den Augen der deutschen Verteidiger, die keine Möglichkeit haben, den Aufmarsch des Gegners zu unterbinden, weil nicht einmal Artillerie zur Verfügung steht, um wenigstens dann und wann ein paar Schuß abzugeben.

„Mein Gott, die tun wirklich so, als gäbe es uns gar nicht", faßt der Regimentskommandeur seine Eindrücke in einem Satz zusammen.

Wieder im Bataillonsgefechtsstand eingetroffen, führt der Regimentskommandeur ein Gespräch mit der Division. Er spricht mit dem General persönlich und erfährt von diesem, daß die Armee, aufgeschreckt durch die jüngsten Ereignisse im Le Menü-Abschnitt, eingewilligt habe, gegebenenfalls das Stichwort „Sauhatz" auszulösen. „Sauhatz" bewilligt das abschnittsweise Absetzen in weiter zurückliegende Stellungen, aber, und nun kommt der Pferdefuß der ganzen Angelegenheit: Erst dann, wenn die bisherigen Stellungen unter keinen Umständen mehr zu halten sind. In der Praxis sieht das meist so aus: Von 100 Verteidigern leben noch - um nur ein Beispiel zu nennen - 30 Mann. Daß 30 Soldaten keinen Abschnitt von mehreren Kilometern halten können, ist klar. Diesen 30 Grenadiern wird also gestattet, sich schrittweise abzusetzen. Und das wiederum bedeutet für diese Männer: kämpfen, halten, verteidigen und dann nichts wie weg, um nicht in Gefangenschaft zu geraten oder im Deckungsloch erschlagen oder erschossen zu werden.

Als der Regimentskommandeur sein Gespräch beendet und sich mit Major Nath unterhalten hat, meint dieser abschließend:

„Alles wie gehabt, Herr Oberst. Da kann man nur sagen: Gott steh uns bei!"

„Trotzdem, Nath: Irgendwie werden wir's schon schaffen", sagt der Oberst und verabschiedet sich. „Ich werde mich umgehend dafür einsetzen, daß geeignete Auffangstellungen erkundet werden. Auf Wiedersehen, Nath!"

Danach läßt Nath die Lage vor seinem geistigen Auge noch einmal Revue passieren. Ein Ausweg fällt ihm nicht ein. Und die Verantwortung gegenüber der Division, und nicht zuletzt gegenüber seinen Männern, drückt schwer.

*

Sorgen über Sorgen, wohin man auch blickt. Sie mehren sich von Stunde zu Stunde und ergreifen auch von jenen Besitz, die erst kürzlich am Kampf um die Vogesen beteiligt worden waren.

Da ist die Aufklärungsabteilung 269 (AA 269) der 269. Infanteriedivision.

Direkt vom Verladebahnhof weg wurde sie in den Einsatz gebracht, um in feindliche Bereitstellungsräume bei Cornimont hineinzustoßen. Aber die Kraft der drei Schwadronen reichte nicht aus. Zwar konnten General Monsabert im ersten Ansturm drei Kilometer Gelände entrissen werden, das aber dann wieder bis auf einen aufgegeben wurde.

Nun ist die AA 269 in die Verteidigung übergegangen. Die HKL zieht sich scheinbar wahllos durch Dörfer, Schluchten, über Höhenzüge hinweg, kreuzt Paßstraßen und endet dann irgendwo im urwaldähnlichen Gelände.

In solch einer Gegend zu kämpfen, ist die Hölle schlechthin. Da es keine durchgehende Hauptkampflinie gibt, sind die Schwadronen gezwungen, die Verbindungen untereinander durch Spähtrupps aufrechtzuerhalten.

Natürlich gibt es auch Drahtverbindungen zwischen den Schwadronen und den Führungsstäben, Bataillon und Regiment. Aber meist sind diese unterbrochen oder werden vom Gegner angezapft und abgehört.

Eine kuriose, ja tragische Situation: Der Feind sitzt mitten zwischen der deutschen HKL, oft sogar weit hinter dieser.

Das „Durchmogeln“ feindlicher Stoßtrupps gehört zur Alltäglichkeit. Die Meldungen: „Gegner hat überraschend Höhe X eingenommen“, oder: „Feind in Stärke eines Zuges hat die rückwärtige Verbindung Straße Y-Z unterbrochen“, erregt kaum noch die Gemüter. Man hat sich mit dem Dilemma der Frontlücken abgefunden. Rasch wird dann ein Stoßtrupp gebildet und losgeschickt. Manchmal gelingt es, den Feind im Hinterland zu stellen und zu vernichten, meist aber ist dieser längst wieder verschwunden, wenn der Stoßtrupp an Ort und Stelle ist.

Es kommt manchmal auch vor, daß solch ein Stoßtrupp auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Dann wurde er entweder abgefangen und niedergemacht, oder er wanderte in Gefangenschaft.

Im Gefechtsstand der AA 269, er liegt auf dem Gipfel des H. de Tomteux, lief eben die Alarmmeldung ein, daß die Franzosen bei Le Menil durchgebrochen seien, einen Brückenkopf gebildet hätten und sich anschickten, den strategisch wichtigen Col de Menil (621 m) zu erstürmen.

An Straßenkilometern gemessen, ist die Einbruchsstelle bei Le Menil vom Gefechtsstand bzw. von den Stellungen der AA 269 rund zwanzig Kilometer entfernt. Kein Grund zur Aufregung, möchte man meinen. Aber das ist ein Irrtum, denn diese Entfernung schmilzt zu einem Katzensprung zusammen, wenn der Gegner seinen Angriff im Gelände fortführt. Und das beabsichtigt er zweifellos.

Es ist eine Kleinigkeit, vom Col de Menil den la Ronde Bruche im Norden und die Höhenzüge Feigne de l'Envers im Nordosten zu erreichen. Gelingt dies, sitzt die AA 269 unweigerlich in der Falle. Sie schnappt dann zu, ehe die Schwadronen dies überhaupt merken.

Daß Major Reetz, Kommandeur der AA 269, aus der Fassung geraten ist, nachdem er die Hiobsbotschaft von Le Menil vernommen hat - wer könnte ihm das verübeln?

Doch alle Aufregung ist umsonst, die AA 269 kann gegen die drohende Umfassung nichts unternehmen, sie ist nicht einmal starkemäßig in der Lage, ihre Stellungen nach Südwesten abzusichern.

Ganz abgesehen davon sind die Schwadronen in einem Maße mit ihren eigenen Verteidigungsaufgaben beschäftigt, daß sie keine Zeit dazu finden, sich den Kopf über die Ereignisse bei Le Menil zu zerbrechen.

Das ist auch der Grund, warum Major Reetz die Meldung aus Le Menil nicht weitergegeben, sondern für sich behalten hat.

Kommt Zeit, kommt Rat. Und allzulange kann es nicht mehr dauern, bis die Grenadierregimenter vollzählig im Kampfraum eingetroffen sind. Die 490er sind schon mit zwei Bataillonen im Einsatz, und das Grenadierregiment 469 (GR 469) soll bis spätestens übermorgen zur Verfügung stehen.

So legt sich allmählich die Aufregung, noch dazu bis zum Nachmittag keine weiteren Hiobsbotschaften eintreffen und es auch im Bereich der Abteilung zu keinerlei Gefechtshandlungen kommt.

Doch um 15 Uhr rappelt im Gefechtsstand der AA 269 das Telefon. Der Adjutant hebt ab. Es ist die Division. Sie teilt mit, daß sie ihren Gefechtsstand in Wildenstein-Bitschweiler aufgeschlagen habe und dorthin unverzüglich eine Fernsprecheitung zu legen sei.

Routinegespräch. Der Adju (Adjutant) erledigt das in gewohnter Ruhe und legt wieder auf. Fünf Minuten später schreckt er erneut vom Klingeln des Fernsprechers hoch und lauscht der Stimme im Draht, wobei sein Gesicht zuerst maßloses Erstaunen und dann äußerste Spannung widerspiegelt.

Als er den Hörer auflegt, betritt Major Reetz den Gefechtsstand. Reetz war bei den Pionieren, um dort den Bunkerbau zu besichtigen. „Was Neues an Meldungen eingegangen?“ erkundigt sich der Major. „Jawohl. Chef 2. Schwadron rief eben an. Sie wissen jetzt, wo der französische VB (Vorgeschobener Beobachter) sitzt, Herr Major.“ „Und wo sitzt er?“ Reetz wird ungeduldig.

Der Adju bekommt einen roten Kopf. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Major, aber mir hat's buchstäblich die Stimme verschlagen, als ich erfahren habe, daß der VB auf 'nem Fabrikschornstein in Cornimont sitzt.“

„Auf was?“ fragt der Major verblüfft.

„Sie haben richtig gehört, Herr Major: Der feindliche VB sitzt auf einem Fabrikschornstein in Cornimont“, ereifert sich der Adjutant.

„Stellen Sie die Verbindung zur 2. Schwadron her! Hier muß ein Irrtum vorliegen. Ich weiß es zufällig ganz genau, daß in Cornimont keine Fabrik liegt.“

Nun, die Streitfrage, ob Fabrik oder keine, ist schnell gelöst. Reetz hat insofern recht: In Cornimont selbst gibt es tatsächlich keine Fabrik und folglich auch keinen Fabrikschornstein. Der vom Chef der 2. Schwadron erwähnte Fabrikschornstein steht nämlich ungefähr zwei Kilometer außerhalb von Cornimont, und zwar in Richtung Xoulxele Dayell, und gehört zu einer Tuchfabrik, die aber schon längere Zeit außer Betrieb ist.

Mit dem feindlichen VB, der angeblich in luftiger Höhe sitzen soll, hat es eine besondere Bewandnis. Seit ungefähr zwei Tagen werden regelmäßig die Vorderhangstellungen der 2. Schwadron mit schwerer Artillerie eingedeckt. Das Ergebnis: vier Tote, sieben Verwundete. Begreiflicherweise herrschte bei der Schwadron helle Aufregung, noch dazu niemand erklären konnte, wie das feindliche Artilleriefeuer gelenkt wurde. Die Stellungen der 2. Schwadron können nach menschlichem Ermessen unmöglich von der HKL der Franzosen eingesehen werden. Das steht einwandfrei fest. Ergo muß der Artilleriebeobachter auf einem der umliegenden kleineren Hügel sitzen. Spähtrupps wurden losgeschickt. Tag und Nacht kontrollierten sie die in Frage kommenden Höhen. Vom Gegner fanden sie nicht die geringste Spur. Die französische Artillerie indessen schoß weiter, zerstörte zwei MG-Stände, ebnete fünfzig Meter Grabengelände ein, das die Männer der 2. Schwadron unter Bächen von Schweiß ausgebaut hatten.

Und jetzt hatten sie also diesen VB gefunden. Das behauptete jedenfalls der Chef der 2. Schwadron.

„Ich komme sofort zu Ihnen“, ruft Major Reetz ins Telefon und legt auf.

Wenige Minuten später ist er mit einem Unteroffizier und drei Mann unterwegs. Allein loszugehen, wäre in dieser unsicheren Gegend nicht ratsam, diese Lehre haben die 269er inzwischen aus dem Feindverhalten bereits gezogen.

Reetz ist kaum eine Viertelstunde weg, da bimmelt der verfluchte Telefonkasten schon wieder. Der Adjutant hebt ab.

„Wie? Wo?“ brüllt er in den Hörer. „Höhe 1126 sagten Sie? Das ist doch - ja, richtig: Tete du Breche. Und es liegt keine Täuschung vor? Reiter? Natürlich gebe ich die Meldung sofort weiter - nein, der Kommandeur ist nicht im Gefechtsstand. Ende.“

„Mann, Mann!“ murmelt der Adjutant, noch ganz wirr im Kopf von dem eben Gehörten. Dann ruft er nach dem Obergefreiten Frantz, der mit den übrigen Abteilungsmeldern im Bunker nebenan haust. Der Obergefreite kommt auch gleich an.

„Bedienen Sie das Telefon!“ befiehlt ihm der Adjutant. „Und sollte was Wichtiges los sein, ich bin drüben beim Chef der Vierten, klar?“

Der Anruf, den der Adjutant eben erhielt, hat es aber auch in sich und rechtfertigt des jungen Leutnants Aufregung. Oberfeldwebel Reiter von der 1. Schwadron meldete nämlich: „Herr Leutnant, Feind in Kompaniestärke hat sich auf Höhe 1126 festgesetzt.“ Das aber war ungeheuerlich. Die Höhe 1126, der Tete du Broche, befand sich im Rücken der deutschen HKL, und von ihm aus konnten sämtliche Stellungen der Schwadron mühelos eingesehen werden, weil der Berg mit seiner Höhe von 1126 Metern rundherum die höchste Erhebung darstellt.

Als wenig danach der Abteilungsadjutant mit seiner aufregenden Nachricht in den Gefechtsstand des Oberleutnants Sauerlandt platzt und diesem von dem Telefonat berichtet, faßt sich der Chef der Vierten nur an den Kopf und sagt:

„Mann, ich krieg 'ne Meise. - Und warum erzählen Sie mir das eigentlich?“ fragt er dann und blickt den Adju scharf an.

„Weil Sie der stellvertretende Abteilungskommandeur sind“, antwortet der Leutnant. „Der Chef ist unterwegs zur Zwoten, und da dachte ich...“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach ihn Oberleutnant Sauerlandt mit säuerlichem Grinsen. „Kommandeur weg, Chef Vierte an die Front. In Ordnung. Und nun mal schön der Reihe nach und nichts vergessen - ach, Quatsch. Ich rufe am besten gleich selber bei der Ersten an.“

Sauerlandt erfährt, daß ein Spähtrupp zufällig den Gegner beim Aufstieg zum Tete du Broche beobachtet hatte.

„Und warum hat der Spähtrupp die Burschen raufgelassen?“ unterbricht Sauerlandt Oberfeldwebel Reiter.

„Es war ein 4-Mann-Spähtrupp, Herr Oberleutnant“, antwortet der Oberfeldwebel sachlich. „Wenn die was gemacht hätten, würden sie kalte Füße bekommen haben. Außerdem hatte der Spähtrupp keinerlei Schußfeld.“

„Schon in Ordnung“, sagt Sauerlandt beschwichtigend.

„Was werden Herr Oberleutnant unternehmen?“ erkundigt sich Oberfeldwebel Reiter.

„Die Herren wieder vom Tete du Broche herunterwerfen, was wohl sonst?“ erwidert Sauerlandt.

Die Erste ist hierzu freilich nicht in der Lage, sie hat den letzten Mann in den Stützpunkten stecken. Die anderen Schwadronen sind zu ablegen, sie kommen für diese Aktion ebenfalls nicht in Betracht. So bleibt denn Oberleutnant Sauerlandt nichts anderes übrig, als seine eigene Schwadron „anzuzapfen“, wie er sich ausdrückt.

Führer des Unternehmens wird der Adjutant, der sich sofort freiwillig meldet und vom Chef der Vierten auch die Genehmigung erhält.

Zwanzig Minuten später erreicht Sauerlandt den Kommandeur telefonisch und erstattet Bericht. Zu dieser Zeit steht der Stoßtrupp bereits abmarschbereit. Der Adjutant muß allerdings das Kommando wieder abgeben. „Zu unerfahren“, argumentiert Major Reetz und bestimmt, daß einer der „Alten“ diesen schwierigen Auftrag übernimmt. Sauerlandt bestimmt nun Feldwebel Müller als Stoßtruppführer. Dieser soll auch ein Tornisterfunkgerät mitbekommen, um jederzeit mit der Abteilung in Verbindung treten zu können.

Die mittlerweile informierte 338. ID mißt der Besetzung des Tete du Broche große Bedeutung bei, denn, so fragt man sich: Sollte etwa diese kühne Aktion des Gegners in unmittelbarem Zusammenhang zur Menü-Offensive stehen? Wenn ja, dann sah die allernächste Zukunft sehr düster aus.

Seit einer Stunde ist auch der Stoßtrupp des Unteroffiziers Klein unterwegs. Er zählt ganze fünf Mann. Und diese fünf Mann sind nur mit Gewehren bewaffnet; Gewehren freilich, die eine Spezialzieleinrichtung besitzen. Ihre Träger sind die besten Scharfschützen der AA 269.

Dieser Fünfmannstoßtrupp hat die Aufgabe, den französischen VB auf dem Fabrikschornstein noch vor Einbruch der Dunkelheit auszuschalten.

Jetzt zeigt die Uhr Viertel nach vier. Viel Zeit bleibt also nicht mehr.

Aber Unteroffizier Klein hat Glück. Ohne auf Feind zu stoßen, erreicht er mit seinen fünf Scharfschützen die untere Waldgrenze des „Le Royer“. Erst hier legt er eine Verschnaufpause ein. Aus der Deckung heraus beobachtet er mit dem Glas die zum Greifen nahe Ortschaft Cornimont und schwenkt dann nach rechts hinüber zum Fabrikgebäude mit dem Schornstein. Langsam sucht Klein den Schornstein ab, mit ihm noch der Gefreite Bürger.

„Keine Steigleitern oder sonst was“, stellt Bürger verwundert fest. „Wie kommt der Mensch denn überhaupt da hinauf?“

Klein zuckt mit den Schultern. „Wahrscheinlich im Innern des Schornsteins. Eine andere Möglichkeit gibt's nicht.“

Die Beobachtung bringt im Moment nichts ein. Die an der Fabrik vorbeiführende Straße ist menschenleer, es verkehrt auch kein Fahrzeug. Und oben auf dem Schornstein sitzt auch niemand.

Es ist mittlerweile halb fünf geworden.

Klein will nicht in Zeitdruck geraten. Als nächstes müssen die Scharfschützen eine freie, deckungslose Fläche überqueren, die vom Feind einzusehen ist. Danach kommt ein Bachlauf. Hier gibt es wieder Deckung durch zahlreiche Büsche. Entfernung Bachlauf - Fabrikgelände: 450 Meter. Gerade noch die richtige Distanz.

Zwei Mann - es sind die Gefreiten Bösel und Kleinhammer - bleiben am Waldrand als „Feuerschutz“ zurück.

„Seid ihr fertig?“ wendet sich Klein an die anderen.

„Ja. Alles klar.“

„Gut! Der erste Mann los!“

Die nächsten Minuten sind voller Spannung. Nun wird es sich vermutlich herausstellen, ob der Gegner wachsam ist oder nicht. Entdeckt er auch nur einen der Männer, ist die Entscheidung schon gefallen.

Aber sie haben wiederum Glück. Alle drei erreichen das Bachufer, ohne vom Gegner bemerkt zu werden. Auch Unteroffizier Klein kommt ohne Feindeinwirkung an.

Es wird fünf, zehn nach fünf. Auf dem Schornstein rührt sich nichts.

Bürger wird ungeduldig.

„Er kommt nicht“, wendet er sich an Klein. „Du wirst sehen, der schmiert uns aus. Macht heute mal Pause.“

„Irrtum! Da ist er!“ zischt in diesem Moment der Unteroffizier seinen Männern zu. Sie zucken zusammen, richten ihre Zielfernrohre auf den Schornstein.

Tatsächlich: Er ist da, der französische VB, der mit seinen Feuerüberfällen soviel Unheil angerichtet hatte.

Der VB ist sorglos. Umständlich installiert er sein Scherenfernrohr. Er hat nicht einmal die Gläser abgedeckt, so daß sich das Licht in ihnen widerspiegelt.

Klein mahnt zur Ruhe. Dann: „Achtung! Ziel auffassen!“

„Fertig!“

Vier Scharfschützengewehre richten sich auf den feindlichen Artilleriebeobachter, nehmen ihn ins Visier.

„Feuer!“

Der französische Artilleriebeobachter bricht im Kugelhagel der Gewehre zusammen und fällt mit dem Oberkörper über den oberen Schornsteinrand.

„Absetzen!“ befiehlt Klein.

In derselben Reihenfolge wie vorher geht es nun zum Hang zurück.

Erst als Klein oben in der Ausgangsstellung ankommt, werden die französischen Sicherungsposten aktiv. MG-Feuer rattert, bestreicht den Nordhang des „Le Royer“.

Unteroffizier Klein und seine Männer sind aber längst im Hochwald untergetaucht und haben den Rückmarsch zur Schwadron angetreten.

Nach dieser Aktion ist die AA 269 einer großen Sorge enthoben -vorläufig wenigstens. Nun gilt es nur noch, den durchgebrochenen Gegner am Tete du Broche außer Gefecht zu setzen oder zumindest zum Rückzug zu zwingen.

Wird Feldwebel Müller das mit seinem Stoßtrupp aber schaffen? Eines ist Major Reetz schon jetzt klar: Auch Müller wird das Quentchen Glück brauchen, das nun einmal notwendig ist, um Erfolg zu haben; denn daß die Franzosen alles daransetzen werden, den Gipfel des Tete du Broche zu behaupten, steht außer Zweifel.

Der Stoßtrupp ist schon anderthalb Stunden unterwegs. Die Routinemeldungen, die Feldwebel Müller per Funk durchgibt, lauteten durchweg alle gleich: „Eigener Standort X. Keine Feindberührung.“

Im Abteilungsgefechtsstand fiebern sie der Stunde entgegen, wo der Stoßtrupp sich dem Gipfel des Tete du Broche auf Sicht genähert hat und der Feind erkannt werden kann.

Das aber wird noch einige Zeit dauern, denn Müller hat den weitesten und unbequemsten Weg zum Berggipfel gewählt, nämlich den Aufstieg über den Nordosthang.

Hier gibt es weder Wege noch Pfade, nur nackten, glatten, glitschigen Fels, der den Männern den härtesten Einsatz abfordert. Dafür haben aber Müller und seine Männer die Gewißheit, daß der Gegner sie erst im letzten Drittel des Aufstiegs erkennen kann, und dann auch nur, wenn er besonders wachsam ist.

Jetzt, es ist genau vier Uhr nachmittags, beginnt der Stoßtrupp gerade eine Schlucht zu überqueren, die insofern einige Schwierigkeiten bereiten wird, als ein halbes Dutzend Sturzbäche sich in sie ergießen und fortwährend loses Gestein die Hänge herunterpölkert.

Aber auch dieses Hindernis wird genommen. Der Anstieg zum letzten Bergdrittel beginnt.

Es regnet in Strömen, und da sich der kurze Herbsttag bereits zu Ende neigt, wird es auch wieder ziemlich kalt.

Da und dort steigt aus den Tälern Nebel auf. Der Tete du Breche ist von Wolken eingehüllt. Doch das besagt wenig, denn es geht hier oben immer starker Wind, der den Nebel und auch die Wolkenfelder aufreißt.

16.30 Uhr.

Nach einem kräfteraubenden Anstieg über ein ziemlich steiles Geröllfeld erreicht der Stoßtrupp den Geländepunkt 999. Das ist eine mit Bergkiefern bewachsene Kuppe, die dem Gipfel vorgelagert ist.

„Verschnaufpause!“ befiehlt Feldwebel Müller.

Sie ist bitter nötig. Die Männer japsen nach Luft, sie sind am Ende ihrer Kräfte, und in ihren schweißbedeckten Gesichtern spiegelt sich die übermenschliche Anstrengung der letzten zwei Stunden wider.

Während der Stoßtrupp ruht, pirscht sich Müller durch den Kiefernbestand zum Westende der Kuppe, von wo auch der Berggipfel einzusehen ist.

Er erwischt gerade einen Zeitpunkt, wo er freie Sicht zum Tete du Broche hat. Die runde Bergkuppe liegt zum Greifen nahe. Nur noch zirka 600 Meter trennen den Stoßtrupp von seinem Ziel.

Ein einziger Blick durch das scharfe Fernglas genügt: Müller entdeckt die feindlichen Stellungen. Aber auch noch etwas anderes, das ihm einen ziemlichen Schrecken einjagt. Er muß nämlich feststellen, daß die Franzosen sich schon zur Verteidigung eingerichtet haben.

Aus Steinbrocken, die sie zusammengetragen hatten, ist ein richtiges Felsennest entstanden, das durch Baumstämme verstärkt wurde. Einzelne Soldaten vervollständigen eben noch die Tarnung.

Feldwebel Müller ist die grenzenlose Enttäuschung anzusehen. Er hatte nicht damit gerechnet, daß der Gegner bereits in einer fest verbarrikadierten Stellung sitzt. Sie sind zu spät gekommen, der längere Anmarschweg hat sie zuviel Zeit gekostet.

Müller holt die beiden Gruppenführer, die Unteroffiziere Hamm und Reichel, heran. Die Lage wird besprochen, die entscheidende Frage: Wie greifen wir nun an? - aufgerollt.

In Anbetracht der veränderten Feindsituation - ursprünglich glaubte Feldwebel Müller, die Franzosen im Handstreich vertreiben zu können - gibt es eigentlich nur eine Alternative: Angriff mit zwei getrennten Gruppen.

Hamm und Reichel stimmen diesem Plan zwar zu, äußern aber insofern Bedenken, als dadurch die Feuerkraft des Stoßtrupps geschwächt wird. Aber das muß nun in Kauf genommen werden, da hilft alles nichts.

Müllers Angriffsplan sieht ferner vor, daß die drei mitgeführten MG 42 an Ort und Stelle bleiben, um von hier aus den Feuerschutz zu übernehmen.

„Und wie willst du diese Steinburgen knacken?“ wendet sich Unteroffizier Hamm an den Stoßtruppführer.

Diese Frage ist berechtigt, denn die aufgeschichteten Steinmauern und Baumstämme gewähren dem Gegner genügend Splitterschutz. Wenn sie ausdauernd und kühn sind, können sie ihr Widerstandsnest über Stunden hinweg verteidigen. Also: Die feindliche Rundumstellung muß aufgebrochen werden.

Müller glaubt, auch hierfür ein brauchbares Rezept zu besitzen. Er erklärt den Unteroffizieren: „Wir knacken die Steinburg mit den Panzerfäusten.“

„Vorausgesetzt, daß wir nahe genug herankommen“, brummt Unteroffizier Reichel.

Sieben Panzerfäuste besitzt der Stoßtrupp. Aus günstiger Entfernung abgefeuert, kann mit ihnen eine starke Wirkung erzielt werden.

17.15 Uhr.

Die beiden Gruppen brechen auf. Hamms Gruppe wird aus Nordosten angreifen, während Reichel aus westlicher Richtung kommt. Feldwebel Müller schließt sich der Gruppe Reichel an, die den schwierigeren Aufstieg zu bewältigen hat.

Überraschenderweise geht alles gut. Der Gegner verhält sich ruhig. Offenbar richtet er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Westhang des Berges, der dicht bewaldet ist und folglich einem Angreifer gute Deckungsmöglichkeiten bietet.

17.25 Uhr.

Beide Gruppen haben sich dem Felsennest bis auf achtzig Meter genähert. Jetzt liegen die Männer in der Deckung der zahlreich herumliegenden Felsbrocken. Sie halten den Atem an.

Müller schießt das rote Leuchtsignal. Es bedeutet: Maschinengewehre Feuer frei.

Nun ist für die Männer des Stoßtrupps der entscheidende Augenblick gekommen.

Das Feuer der eigenen MG lähmt den Gegner, es pfeift aber auch haarscharf über die Köpfe der Landsleute hinweg. 40, 30, 20 Meter noch. Dann: „Volle Deckung!“ Müller knallt die weiße Leuchtkugel hinaus: Feuer einstellen!

Das alles hat knapp drei Minuten in Anspruch genommen. Doch nun haben die Verteidiger begriffen, was da vor sich geht.

Handgranaten fliegen über die Steinmauern, um die davor liegenden Deutschen zu vertreiben. Aus Ritzen und Steinlücken hervor prasselt Maschinenpistolen- und Gewehrfeuer. Kommandos ertönen hinter den Steinwällen, Schreie, Metall klappert. Immer mehr Handgranaten purzeln durch die Luft, explodieren zwischen den Angreifern. Es wird verdammt gefährlich.

Ein MG wird von den Franzosen in Stellung gebracht. Es beharrt nun die eigenen Maschinengewehre drüben auf der Kuppe.

Nun wird es allerhöchste Zeit, die Panzerfäuste einzusetzen.

„Hennecke!“ ruft Feldwebel Müller. Der Obergefreite arbeitet sich kriechend möglichst nah an die Steinmauer heran, bringt die Waffe in Anschlag.

Der Sprengtopf erzielt die erwartete Wirkung. Seine Explosionskraft reicht aus, ein Stück Mauer zum Einsturz zu bringen.

Der zweite Schuß kracht gegen die Steine. Der dritte, knapp neben den zweiten gesetzt, zerschmettert die Felsmauer ebenfalls.

Die Franzosen verlassen ihr Bergnest in nördlicher Richtung. Eine kleine Gruppe deckt den Rückzug, feuert und bewirft die Deutschen mit dem Rest ihrer Handgranaten. Dann setzen auch sie sich ab, rennen den Hang hinab.

Das Felsennest auf dem Tete du Broche ist gefallen.

Die Gegner - es waren Marokkaner - lassen vier Tote zurück. Zwei Maschinengewehre, ein Granatwerfer, ein Funkgerät, Handfeuerwaffen und eine große Anzahl Munitionskisten können von den Männern des Stoßtrupps Müller erbeutet werden.

Der Feind hatte zweifellos die Absicht, sich auch dem Tete du Broche für längere Zeit festzusetzen, und aller Wahrscheinlichkeit nach sollte der beherrschende Berggipfel im Laufe der Nacht wohl verstärkt und weiter ausgebaut werden.

Feldwebel Müller und sein Stoßtrupp erhalten von der Division über Funk ein Lob ausgesprochen, aber auch den Auftrag, den eroberten Gipfel vorerst zur Verteidigung auszubauen. Noch in der Nacht wird eine Fernsprechleitung zur Kuppe gelegt, Munition nachgeführt und der Stoßtrupp mit Verpflegung für drei Tage ausgestattet.

*

Der Angriff des 1. französischen Fallschirmjägerregiments aus dem Brückenkopf bei Le Menil trifft die schwachen Regimentsteile der 338. ID mit der ganzen Wucht des materiell und personell überlegenen Gegners.

Über zwanzig schwere französische und amerikanische Batterien eröffnen im Morgengrauen des 28. Oktober das Feuer auf die deutschen Vorderhangstellungen.

Für zwanzig Minuten versinkt hier die Welt in Feuer und Rauch, hallen die berstenden Einschläge schwerster Kaliber durch das Tal, werden Laufgräben und Drahtverhaue dem Erdboden gleichgemacht, gehen die vorgelagerten Minenfelder in die Luft, werden wichtige Flankenstellungen des Bataillons Nath zertrümmert und Menschen getötet.

„Alarm! Alarm! Feind greift in ganzer Frontbreite an. Feind stürmt gegen den Col de Menil vor!“

Es ist genau 7.08 Uhr, als diese Meldung bei der 338. ID eintrifft und dort Bestürzung und Ratlosigkeit hervorruft, denn die Divisionsführung muß untätig zusehen. Sie kann den Einheiten nicht helfen, die Initiative liegt beim Gegner.

Die Franzosen stürmen aus ihren Bereitstellungsräumen bei Le Menil, das I. Bataillon in Richtung Col de Menil, das II. rechts daneben, mit Hauptangriffsrichtung Tete de Champs. Die Le Thillot-Front lassen sie rechts liegen, die fällt von selbst, wenn der Durchstoß nach Öderen gelingen sollte.

Der Ansturm gegen die schwachen deutschen Feldstellungen erfolgt mit einer Verbissenheit sondergleichen.

Monsabert hatte den Befehl gegeben, die deutsche HKL im ersten Ansturm zu überrennen.

Das ist freilich nicht ganz so einfach, wie er und auch sein Fallschirmjägeroberst Leboube sich das vorstellen. Zwar haben die bei Le Menil und am Col de Menil eingesetzten deutschen Bataillone durch das Artilleriefeuer bittere Verluste erlitten, aber ihre Kampfkraft ist deshalb noch nicht zerstört.

Ogleich das Gelände einer Mondlandschaft gleicht und kaum noch Spuren der Verteidigungsanlagen zu erkennen sind, schlägt den Angreifern schweres Abwehrfeuer entgegen.

Die französischen Fallschirmjäger kommen beim Bataillon Nath nicht weiter. Die Grenadiere feuern in die dichten Angriffsreihen, die sich in kurzen Sprüngen an die zertrümmerte HKL heranarbeiten.

Die noch einsatzfähigen MG 42 halten eine ganze Sturmkompanie für längere Zeit in Schach. Und wieder wird das schaurige Gesetz des Krieges Wirklichkeit: Töten und getötet werden!

Major Nath, der sich in die vorderste Linie begeben hat, organisiert persönlich den Widerstand, dirigiert die MG an die bedrohten Stellen.

Da durchschlägt ein Infanteriegeschosß seine linke Hand. Ein Obergefreiter verbindet den Major. Der Kampf geht weiter. Dutzende von Verwundeten handeln so. Wer nicht schwer verwundet und dadurch kampfunfähig geworden ist, steckt nicht auf. Jeder weiß: Wenn sie uns diesmal überrennen, ist es aus. Niemand hält sie dann mehr auf, sie stoßen mühelos bis nach Öderen und Mülhausen durch und lassen die Falle zuschnappen.

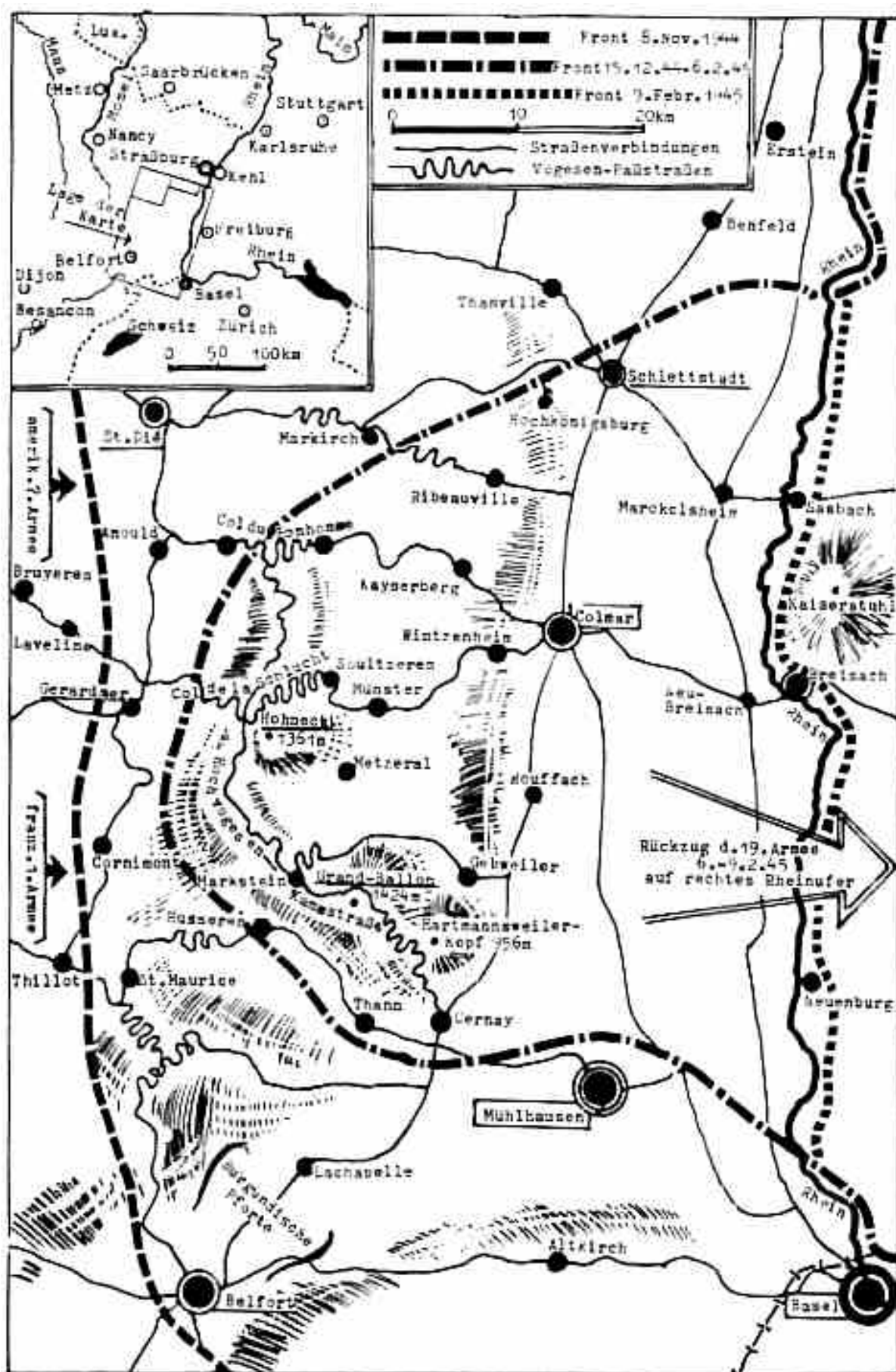
So wird die Stellung gehalten, aber auch die Franzosen wollen es wissen. Die Kommandos ihrer Offiziere übertönen das Tackern der MG, das Krachen der Gewehre und das Bellen der Maschinenpistolen.

Vor allem das nun zum Einsatz gebrachte III. Fallschirmjägerbataillon zeichnet sich durch besonderen Mut aus. Hinter dem I. Bataillon herstürmend, schwenkt es auf dem kahlen Westhang des Col de Menil nach links ab, und es gelingt einer Kompanie, in die deutsche HKL einzubrechen. Die dort liegende Kompanie des Leutnants Greff hat keine Chance.

Durch das feindliche Artilleriefeuer stark dezimiert - die Gefechtsstärke beläuft sich noch auf 22 Mann und zwei Unteroffiziere -, vermag die Kompanie dem wütenden Ansturm der Franzosen nicht mehr standzuhalten. Sie wird von den Angriffswellen der Fallschirmjäger buchstäblich hinweggefeegt. Leutnant Greff fällt im Nahkampf. Seine beiden Unteroffiziere werden schwer verwundet. Die Kompanie ist nun führerlos. Dennoch leisten die Grenadiere noch Widerstand. Umsonst! Ein Mann nach dem anderen fällt, wird verwundet. Der kleine Rest - es sind noch vier Mann — ist demoralisiert und ergibt sich.

Nun ist die Bresche geschlagen. Und Colonel Leboube, der von seinem vorgeschobenen Gefechtsstand aus den Kampf verfolgt, ergreift die sich ihm bietende Chance. Er wirft seine letzte Reserve, die 3. Groupe de Tabors Marocains, ins Gefecht, und die Marokkaner stürmen wie die Teufel los und erweitern die Einbruchsstelle, rennen mit lautem Feldgeschrei den Col de Menil hinauf.

Aber dann verläßt sie das Glück, denn ausgerechnet hier treffen sie auf das letzte Geschütz Leutnant Lenharts, der sich mit dem Rest seiner Batterie in einem Buschstreifen verschanzt hat.



Mit dem Geschütz feuert der Leutnant in die Angreifer. Aus der Flanke greift die 5-cm-Pak des Feldwebels Ermann in den Kampf ein.

Der Angriff der Franzosen kann gestoppt werden. Sie fluten zurück. Ihre Offiziere treiben sie wieder nach vorn. Und von Leboube kommt der Befehl: „Keinen Schritt zurück! 3. Groupe de Tabors Marocains gräbt sich ein! - Das ist ein Befehl!“

Im Feuerhagel des Geschützes und der wütend schießenden Pak graben sich die Marokkaner ein und erleiden dabei bittere Verluste. Aber Leboube bleibt hart. Er will die einmal gewonnene Position unter keinen Umständen mehr aufgeben.

Gegen 10.30 Uhr geht auf Leutnant Lenharts Geschützstellung ein Geschoßhagel schwerer französischer Artillerie nieder. Auch das letzte Geschütz fällt aus. Oberfeldwebel Deutz setzt es unter Beschuß wieder instand. Freilich, die Zieleinrichtung ist zerstört. Das Geschütz kann nur noch im direkten Anrichten eingesetzt werden. Doch es schießt weiter, bis Major Nath den Befehl gibt: „Feuer einstellen! Stellungswechsel in die Nähe meines Gefechtsstandes vorbereiten.“

Doch dazu kommt es nicht. Feind in Stärke von zwei Kompanien hat sich geschickt in die linke Flanke der Kampfgruppe Nath geschoben und droht diese abzuschneiden.

Der Major befiehlt nun: „Einigeln. Rundumverteidigung!“

Sich absetzen wäre zweifellos klüger gewesen, aber die Division besteht darauf, daß Nath seine Stellung weiter behauptet. Und sie verspricht, sobald es möglich sei, die Eingeschlossenen zu entsetzen.

Als Nath dies durch Telefon erfährt, lacht er bitter auf.

„Kein Schwanz wird durch die französischen Linien kommen“, sagt er zu seinem Adjutanten. „Aber nun, was soll's? Wir werden unsere Stellung eben so lange halten, wie's geht.“

Sonderbarerweise ist die Fernsprechverbindung zur Division immer noch intakt. Ein kleines Wunder, wenn auch nicht erwünscht, denn dadurch sind Major Nath die Hände gebunden, und er kann keinen selbständigen Entschluß treffen.

Daß die Meniler-Front gehalten werden kann, daran glaubt kein Mensch mehr. Die Gegner werden ihre einmalige Chance, über den Col de Menü weiter nach Westen durchzustoßen, nicht ungenützt lassen.

Bereits um 13 Uhr sieht sich die 338. ID gezwungen, auf die gesamte Frontbreite zurückzugehen. Die Gefahr der totalen Ausflankierung wird immer größer. Die Zurücknahme der Front geschieht zwar planmäßig, fordert aber große Opfer.

14.45 Uhr.

Feind in Kompaniestärke nähert sich von allen Seiten der Kampfgruppe des Majors Nath, der seine Grenadiere zurückgenommen hat, so daß das Verteidigungsfeld nur noch etwa 800 Quadratmeter beträgt. Vier Bunker können noch benützt werden, zwei davon liegen am äußersten linken Verteidigungsbereich. Auf diese beiden Kampfstände, die mit je einem MG 42 bestückt sind, haben es die französischen Fallschirmjäger abgesehen. Mit Granatwerfern versuchen sie, sie zu knacken. Die Schüsse gehen daneben. Da setzen sie Pioniere mit Flammenwerfern ein.

Nun jagt Nath einen Melder los, der die Bunkerbesatzung zurückholen soll. Er will das Leben seiner Männer nicht unnötig aufs Spiel setzen.

Fünfundzwanzig Meter hinter dem Bunker gehen die Grenadiere in Stellung, riegeln den Zugang zur Verteidigungsmitte ab.

Nath sieht aus seinem Gefechtsstand, wie ein Pionierstoßtrupp der Franzosen auf einen der MG-Bunker klettert. Er weiß, was sie wollen: Sprengkapseln in die Scharten stecken, Brandsätze anzünden und den Bunker zum Ofen machen.

Da der Schußwinkel zum Bunker zu ungünstig ist und auch die zurückgegangenen Bunkerbesatzungen nicht eingreifen können, wird der Gegner wohl oder übel sein Werk vollenden können.

Minuten später erschüttern mächtige Explosionen die Luft. Beide MG-Bunker sind mittels Dynamit in die Luft geflogen.

Nun prasselt MG-Feuer gegen die Franzosen, die in das Grabensystem eindringen. Sie können zurückgeschlagen werden. Aber das ist keine Dauerlösung, noch dazu auch auf dem rechten Flügel dem Feind kleinere Einbrüche gelungen sind.

Angesichts der verzweiferten Lage greift Major Nath zum letzten Mittel: Er ruft die Division an und erbittet Artilleriefeuer auf die eigene Stellung.

Aber die Division lehnt ab. Kein Geschütz frei, heißt es.

Wütend knallt Nath den Hörer auf die Gabel. Aber wie war's mit Leutnant Lenharts Geschütz?

„Versuchen Sie, ob wir noch zu Lenhart Telefonverbindung haben!“ befiehlt Nath seinem Adjutanten. Der Fernsprecher kurbelt und kurbelt.

„Keine Verbindung, Herr Major.“ Nath gibt nicht auf.

„Immer wieder versuchen, Salliger. Wenn Lenhart verlegt hat, wird er auch die Verbindung zu uns nicht abreißen lassen.“

Und es klappt. Lenhart meldet sich. Er hat inzwischen 400 Meter weiter nach Südwesten verlegt.

„Lenhart, wieviel Munition besitzen Sie noch?“ fragt Major Nath an.

„Sieben Schuß Spreng“, kommt die Antwort aus dem Hörer.

„Dann nehmen Sie mit vier Schuß Geländepunkt 443 unter Feuer. Aber es muß schnell gehen. Sie hocken bereits in unseren Gräben. Ende.“

Nath legt absichtlich sofort auf. Er will Lenhart nicht in einen Gewissenskonflikt bringen. Aber der begreift sofort, was der Bataillonskommandeur beabsichtigt. Er spricht sich mit Oberfeldwebel Deutz ab. „Die Franzosen sitzen dem Major zu nahe auf der Pelle“, wendet er sich an diesen. „Glauben Sie, wir können es riskieren, GP 443 unter Beschuß zu nehmen?“

„Versuchen wir es, Herr Leutnant“, antwortet Oberfeldwebel Deutz. „Für eine genaue Treffsicherheit kann ich allerdings nicht garantieren. Am besten ist es, Sie bleiben in telefonischem Kontakt mit dem Kommandeur, während wir schießen.“

Lenhart hält das für eine großartige Idee. Leider stellt sich wenig später heraus, daß die Leitung zu Major Nath nicht mehr funktioniert. Die Franzosen haben offenbar das Kabel entdeckt und durchgeschnitten.

„Dann muß es eben so gehen“, entscheidet Lenhart, wenn er auch bei dem, was nun geschieht, kein gutes Gewissen hat. Doch Nath hatte es ausdrücklich befohlen.

Es ist auf die Minute genau 15.05, als Lenhart den ersten Schuß ins befohlene Ziel setzt. Er ist ein Treffer.

Naths Grenadiere haben sich noch weiter zurückgezogen, dennoch ziehen sie ängstlich die Köpfe ein, als die Granate etwa sechzig Meter vor ihnen einschlägt.

Die Wirkung beim Gegner ist verblüffend. Wo kommt das Feuer her? Der erste Gedanke der französischen Pioniere und Fallschirmjäger ist wohl der: Wir liegen im Feuer unserer eigenen Artillerie. Und das macht sie zornig. Niemand stirbt gern unter eigenen Kugeln.

Und so ist die Reaktion begreiflich. Fluchtartig verlassen die Fallschirmjäger das Stützpunktgelände. Sie lassen zum Teil sogar Waffen und ihre Ausrüstung liegen.

Diese Wendung der Lage wirkt auf die stark dezimierte Kampfgruppe des Majors Nath wie ein Wunder. Unter der Führung von Feldwebel Ermann stoßen sie den französischen Fallschirmjägern nach. Sie kennen das Gelände wie ihre eigene Hosentasche, so daß sie dem weichenden Gegner in die Flanke fallen können. -

Oberst Leboube erkennt die Gefahr und fordert per Funk starke Artillerieunterstützung an, die er auch bekommt. Doch sie nutzt nichts. Die Fallschirmjäger können sich zu keinem zweiten Angriff mehr aufrufen. Da bricht der Fallschirmjäger-Kommandeur an diesem Punkt der Front den Angriff ab. Er nimmt seine vorderste Linie sogar um einige hundert Meter zurück. Sein einziger Kommentar hierzu ist: „Was wir tagsüber nicht schaffen, gelingt uns bei Nacht.“ Er ist optimistisch. Und er muß es auch sein. Aber dieses Bataillon im Le Menü-Abschnitt sitzt wie ein Pfahl im Kampfabschnitt des 1. französischen Fallschirmjägerregiments. -

Indessen hat man auf deutscher Seite keinerlei Möglichkeit, diesen Pfahl zu stützen. Major Nath und seine Männer stehen auf verlorenem Posten. Sie wissen es nur noch nicht, bekommen aber den Zorn des Gegners zu spüren. Die französische Artillerie knallt den ganzen Nachmittag in den sehr eng gewordenen Gefechtsraum der Deutschen, wobei es zwangsläufig zu erneuten Verlusten kommt.

In der Hauptstoßrichtung aber sind die Franzosen ein gutes Stück vorangekommen. Teile des II. Bataillons stehen unmittelbar vor der Höhe 1008, das ist ein Bergrücken nordostwärts des Forêt du Gehan. Wer aber den Nordhang dieses ziemlich großen Höhenzuges beherrscht, sitzt bereits tief im Rücken der Deutschen, kann Ventron kontrollieren und bei einigem Glück sogar den Sprung hinüber zum Mont d'Oderen wagen. In diesem Fall wäre die strategisch wichtige Straßenverbindung der Deutschen, nämlich Kruth-Ventron, unterbrochen.

Gerade diese eingeschlagene und taktisch naheliegende Stoßrichtung wird dem Gegner aber sehr bald zum Verhängnis werden.

Sozusagen im letzten Augenblick nämlich sind Teile der beiden Grenadierregimenter 490 und 469 im Kampfraum Cornimont-Ventron eingetroffen. Die 269. ID wirft sich sofort an die bedrohten Flanken. Die entscheidende Höhe 1008 kann von den stürmisch vorwärtsdrängenden Franzosen nicht mehr eingenommen werden.

Ein Gegenangriff der 469er schlägt den Feind zurück, wobei es da und dort zu erbitterten Nahkämpfen zwischen den Grenadiern und marokkanischen Einheiten kommt, die von Monsabert als Unterstützung in den Kampf geworfen wurden.

Für die Grenadiere der 269. ID sind diese Kämpfe nicht einfach. Einmal deswegen, weil sie keinerlei Erfahrung mit der Gefechtstaktik des Gegners haben, und zum anderen kennen sie das Gelände nicht, es ist für sie vollkommenes Neuland. -

Als General Monsabert die Meldung erhält, daß die Deutschen am Foret du Gehan frische Infanterieregimenter eingesetzt haben, muß er erkennen, daß er eine Fehlentscheidung getroffen hat. In seinem Tagebuch gibt er es unumwunden zu: „Es wäre vernünftiger gewesen, statt in Richtung Ventron gegen Bussang vorzustoßen, um von dort aus nach Öderen einzuschwenken.“ Doch hierzu ist es nun zu spät. Das kampfkraftige 1. Fallschirmjägerregiment hat sich am Foret du Gehan festgebissen. Es kann, im Moment jedenfalls, nicht mehr zurückgenommen werden.

Es wird dunkel. Der von Nath erwartete Artillerieschlag bleibt aus. Dafür regt es sich draußen im Vorfeld, im Niemandsland. Die Horchposten melden: „Feind nähert sich vorsichtig unseren Stellungen.“ Er tut das an allen Verteidigungsfronten. Die Gegner kommen aus allen vier Himmelsrichtungen heran, und das wiederum bedeutet: Nath's Bataillon ist eingeschlossen.

Daß dies nicht geheim bleiben kann, versteht sich von selbst. Die Grenadiere, übermüdet, hungrig und durchnäßt - der Regen hatte nicht eine Stunde ausgesetzt -, geraten zusehends immer mehr in einen Zustand gefährlicher Apathie. Die wenigen noch einsatzbereiten Offiziere und Unteroffiziere tun, was nur möglich ist. Sie muntern auf, rütteln die Männer aus ihrer Lethargie.

Der Major selbst ist unermüdlich auf den Beinen. Als er sieht, daß keinerlei gutes Zureden mehr nützt, läßt er das Gerücht verbreiten: Wir brechen kurz nach Mitternacht aus dem Einschließungsring aus. Es ist eine Lüge, aber sie erfüllt ihren Zweck. Plötzlich schöpfen die Landser wieder Hoffnung. Wenn das so ist, dann muß man sich ja noch einmal anstrengen. Ausbruch! Das wirkt wie ein Fanal. Das Schreckgespenst der Gefangenschaft steht nicht mehr so drohend vor ihren Augen.

Es ist kurz vor neun, als Major Nath in seinen Gefechtsstand zurückkehrt. Verdreht, durchnäßt, hundemüde, läßt er sich auf eine Munitionskiste fallen. Als der Adjutant ihm einen Schluck Pernod geben will, winkt Nath ab. Er hat keine Lust mehr, etwas zu trinken. Er quält sich nur noch mit dem Gedanken herum: Soll ich eigenmächtig handeln und trotz Anbindebefehl mit dem Rest meiner Leute ausbrechen?

Er ist sich darüber klar, daß dies ein Spiel mit dem Tod ist. Die Stellung des Bataillons ist von der Armee zum „Festen Platz“ erklärt worden. Wer einen „Festen Platz“ aber ohne Genehmigung der höchsten Führungsstellen verläßt, kommt vor das Standgericht.

Doch, was bedeutet das schon? überlegt Nath. Wenn ich dadurch das Leben meiner Männer retten kann, sollen sie mich ruhig an die Wand stellen, falls sie den Mut dazu haben.

Draußen herrscht eine beängstigende Stille. Nur weit entfernt, aus der Richtung Ventron, ist dann und wann Kanonendonner zu hören. Dort scheint etwas los zu sein. Aber was? Sind es deutsche Kanonen oder französische?

Nath blickt auf seine Armbanduhr. 21.30 Uhr. Ich setze mir selber noch eine Frist von einer Viertelstunde, sagt sich der Major, dann treffe ich einen Entschluß. Entweder riskiere ich dann meinen Kopf, und wir brechen aus, oder wir halten und... Ja, was dann kommt, wird schrecklich sein.

In diesem Augenblick schlägt das Telefon im Gefechtsbunker an. Nath, der Adjutant und drei erschöpfte Melder schrecken hoch, starren den Kasten an, können es nicht glauben, daß dieses verdamnte Ding immer noch funktioniert.

Der Adjutant will den Hörer abnehmen, aber Nath ist aufgesprungen und hat abgehoben. Seine Männer blicken ihn gespannt an. Nath drückt die Muschel fest ans Ohr, weil in der Leitung störende Nebengeräusche sind.

Der la der Division meldet sich, spricht hastig, so, als hätte er Angst, jede Sekunde könnte die Verbindung vom Feind unterbrochen werden.

„Hören Sie, Nath“, tönt es undeutlich aus dem Hörer, „wieviel Mann sind Sie noch stark?“

Nath möchte am liebsten losbrüllen: Das wißt ihr doch! Habt ihr vielleicht gar vor, uns noch in einen Angriff zu treiben? Aber er antwortet nur mit gequetschter Stimme: „Neunzig, einschließlich der noch transportfähigen Verwundeten, von denen aber sieben unbedingt getragen werden müssen. Außerdem habe ich vier Schwerverwundete, die nicht transportfähig sind.“

„Nath, hören Sie“, sagt der la der 338. ID eindringlich, „glauben Sie, daß Sie ausbrechen können?“

„Ausbrechen?“ Nath's Stimme überschlägt sich. Mein Gott, denkt er, haben sie es sich doch noch überlegt?

„Ja, ausbrechen“, tönt es aus dem Hörer. „Wir können euch nicht entsetzen. Aber die Armee hat die Aufhebung des Anbindebefehls erwirkt. Nath, versuchen Sie es. Bis zu unseren neuen Linien sind es zweieinhalb Kilometer. Sie müssen einfach genau nach Nordosten marschieren. Versuchen Sie es, Nath. Wie ist die Feindlage?“

„Feind stellt sich zum Nachtangriff bereit“, antwortet Major Nath.

„Dann brechen Sie so bald wie möglich aus“, sagt der la. „Sie müssen den Franzosen zuvorkommen.“

Major Nath zögert einen Moment. Er muß die Nachricht erst verdauen, das alles kam so überraschend, daß es ihn verwirrt. Doch dann sagt er mit fester Stimme:

„Jawohl, ich versuche auszubrechen. Danke für diese Nachricht“, und er legt den Hörer auf.

Viel zu überlegen gibt es nicht mehr. Nath läßt alle Einheitsführer zu sich kommen. Der Ausbruchsplan wird besprochen. Nicht einer ist dagegen. Alle atmen auf.

Der Plan des Majors ist einfach und den Verhältnissen angepaßt: Feuerschlag aus allen Waffen in nordöstlicher Richtung. Dann Angriff von zwei Gruppen, die aus je 30 Mann bestehen. Der Rest muß sich um die Verwundeten kümmern. Nath will auch die Schwerverletzten mitnehmen, da diese ihn händeringend baten, sie nicht in die Hand des Feindes fallen zu lassen. In aller Eile werden Tragen zurechtgebastelt, die Verwundeten darauf festgeschnürt, damit man sie unterwegs nicht verliert.

Punkt 22 Uhr bricht dann die Kampfgruppe Nath aus. Vierzehn Maschinengewehre eröffnen das Feuer, und die Grenadiere stürmen mit lautem Geschrei in die Ungewißheit.

Bereits nach hundert Metern stoßen sie auf den Gegner. Der aber ist derart überrascht, daß er nur schwachen Widerstand leistet. Einige MG bellen, Maschinenpistolenfeuer rattert den Ausbrechenden entgegen, und ein paar Handgranaten explodieren. Im übrigen weicht der Feind zurück.

In weniger als fünfzehn Minuten haben sich Nath's Grenadiere fregekämpft.

Und nun tritt der verlorene Haufen den Marsch in die stockdunkle Nacht an. Mühsam suchen sich die Grenadiere ihren Weg, durchwaten Bachläufe, übersteigen Höhen, durchqueren Wälder. Und immer begleitet sie die bange Frage: Stößt der Feind nach? Verstellt er uns den Rückzugsweg?

Es wird eine lange, schreckliche Nacht. Aber sie vergeht wie die Angst. Und im Morgengrauen erreichen Nath's Grenadiere die eigenen Linien.

Obgleich durch die Zurücknahme der Front im Abschnitt der 338. ID sich die Lage einigermaßen stabilisiert hat und zudem noch Teile der 269. ID rechtzeitig eingreifen konnten, ist die Gefahr eines Durchbruchs noch lange nicht gebannt.

Zwei Tage später - die Bataillone der 338 ID und 269. ID leisteten inzwischen den immer wieder vorstoßenden Kompanien Leboubes heftigen Widerstand —, gelingt es einer marokkanischen Kampfgruppe, sich nachts durch die deutschen Linien zu schleichen und die Höhe 1111, den „Rouge Gazon“, zu besetzen.

Wieder einmal heißt es: Sofortiger Gegenstoß! Lage muß innerhalb von zehn Stunden bereinigt werden.

Eine aus Pionieren und Grenadieren beider Divisionen bestehende Kampfgruppe wird gegen den Rouge Gazon angesetzt. Es gelingt, die Marokkaner von der Höhe 1111 zu vertreiben. Zahlreiche Gefangene werden gemacht, Kriegsmaterial in großen Mengen erbeutet. In dem in Chapelle du Frere Joseph liegenden Regimentsgefechtsstand des 269. GR kann man aufatmen.

Ein drei Tage später angesetzter Durchbruchangriff französischer Fallschirmjäger in Richtung le Gros Pre wird vom I. Bataillon/GR 490 abgefangen, im Nahkampf kann der Gegner in den Wald westwärts von Mesfoux zurückgedrängt werden.

Hier allerdings setzen sich die Franzosen fest und leisten erbitterten Widerstand. Und die Grenadiere der 269. ID (die Division hat mittlerweile fast im gesamten Kampfgebiet die 338. ID abgelöst) müssen am Feind bleiben.

*

Von diesem Zeitpunkt an beherrschte das heimtückische Waldgefecht das gesamte Kampfgeschehen. Tagelang wurde angegriffen, verteidigt, ein Stück zurückgegangen, dann wieder im Nachtangriff verlorengegangenes Gelände zurückerobert.

Oft lagen sich Deutsche und Franzosen auf weniger als fünfzig bis sechzig Meter gegenüber. Auf beiden Seiten wurden nun die gefürchteten Scharfschützen eingesetzt. Es gab Tote und Verletzte auf beiden Fronten. Mehr Tote allerdings als Verwundete. Die Grenadiere wußten: Wenn es mich in diesem verfluchten Wald erwischt, dann durch Kopfschuß! Kopfschuß aber bedeutet Tod. Auf solch nahe Entfernungen schoß kein Scharfschütze daneben. -

Noch heute sind Hunderte von Soldatengräbern in den Wäldern südlich und westlich von Ventron und Bussang zu finden. Ich (der Autor) bin bei meinen Nachforschungen mit dem Wirt des Hotels „Les Sapins“ stundenlang die damalige Kampfzone mit dem Jagdwagen abgefahren. Immer wieder stießen wir auf kleine, flache Hügel: Gräber. Darunter waren aber keine Leichen mehr. Die Toten wurden nach dem Krieg durch den „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ ausgegraben und in die Heimat zurückgebracht. Was blieb, waren die durchgeschossenen Stahlhelme der Toten. Sie markierten die Gräber. Ich wurde still, als ich diese Helme in der Hand hielt, die Ein- und Ausschußlöcher sah. Die Männer, die diese Helme trugen, hatten keine Chance mehr. Franzosen ebensowenig wie Deutsche. An manchen Stahlhelmen sah man noch Spuren von Blut, das sich mit Rost vermischt hatte.

Ich habe mit Angehörigen der 269. ID gesprochen, die an den damaligen Kämpfen in den Vogesenwäldern teilgenommen hatten. Alle bestätigten sie mir: Diese Waldgefechte waren schrecklich. Man war keine Sekunde vor der Kugel eines Scharfschützen sicher.

Ein ehemaliger Unteroffizier sagte mir: „Manchmal kam es vor, daß sich zwei, drei marokkanische Scharfschützen im Schutz der Nacht durch unsere Linien schlichen. Sie kletterten auf hohe Bäume

und warteten den günstigen Augenblick ab. Der kam, wenn wir uns mit den Franzosen herumschossen. In dem Gefechtslärm gingen die Schüsse der Scharfschützen unter. Plötzlich fiel dann ein Kamerad aufs Gesicht: tot, Kopfschuß! Die erste Zeit dachten wir: Zufallstreffer. Doch dann sahen wir das kleine Einschußloch hinten am Stahlhelm und das große Ausschußloch vorn. Da wußten wir, daß der Gegner in unserem Rücken saß. Tag und Nacht waren von da an Spezialtrupps unterwegs, um feindliche Scharfschützen aufzuspüren. Viele erwischten wir, andere wiederum blieben oft zwei, drei Tage unentdeckt."

Eine weitere, fürchterliche Plage in diesen ersten Novembertagen war die feindliche Artillerie. Dank ihrer materiellen Überlegenheit konnten die Franzosen, wo immer sie es für notwendig erachteten, Dutzende von Geschützen einsetzen.

Wer je gezwungen war, in einem Waldgebiet zu kämpfen, weiß um die tödliche Gefährlichkeit der „Baumkriecher“. Die Verletzungen, die dadurch entstanden, waren fürchterlich. Doch bald hatten die Grenadiere heraus, daß es da nur eine Hilfe gab: Deckungsgräben mit dickem „Nackenschutz“.

Die deutsche Führung wiederum war sich darüber klar: Es muß gelingen, die Franzosen wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückzuwerfen. Da sie weit mehr Kräfte zur Verfügung haben, ist der Tag abzusehen, wann die 269. ID in den Wäldern „verheizt“ sein wird.

Und nun beginnt ein gnadenloser und hinterhältiger Busch- und Gebirgskrieg. Den Grenadiern der 269. ID kommt dabei ihre harte Gebirgsausbildung in Norwegen zustatten. Sie überlisten den Gegner, heben französische Stützpunkte aus, rollen im Nachteinsatz Grabenstellungen auf, wobei sie Hunderte von Gefangenen machen.

So gelingt es nach und nach, Monsaberts marokkanische Bataillone, von denen allerdings noch nicht viele eingesetzt sind, nach Westen zurückzudrängen.

Die noch im Einsatz liegenden Kompanien des 1. französischen Fallschirmjägerregiments schmelzen zusammen, sie erleiden die bittersten Verluste, so daß General Monsabert sich gezwungen sieht, das Regiment aus der Front herauszunehmen. Aber noch gibt er den Kampf nicht auf. Zu greifbar nahe liegen seine Operationsziele, und er will es nicht glauben, daß er mit seiner Kraft am Ende ist.

Da setzen Anfang November die ersten starken Schneefälle ein. Sturm kommt auf. Durch die schlechten Witterungsverhältnisse bedingt, klappt der Nachschub nicht mehr. Tagelang oft bleiben die französischen Kompanien ohne Verpflegung. Krankheiten treten auf, schwächen und dezimieren die Bataillone. Der Druck der Deutschen wird wiederum von Tag zu Tag stärker. Sie müssen angreifen, weil der Operationsraum viel zu klein ist. Die 269. ID, nun allein gefechtsführend im Cornimont-Ventron- und Menü-Abschnitt, wirft ihre letzten Reserven in den Kampf.

Nun erst gibt General Monsabert auf und grünes Licht für den Rückzug.

Am 10. November kann General Wagner, Kommandeur der 269. ID, der Armee melden: „Alte HKL der 338. ID auf ganzer Frontbreite wieder erreicht.“

Das ist zweifellos ein Erfolg für die Division. Aber das dicke Ende kommt noch nach. Eine Krisensituation bei der Burgundischen Pforte zwingt die 19. Armee, der Division zwei Bataillone wegzunehmen. Dadurch gerät die 269. ID in dieselbe Lage wie vorher die 338: Sie muß mit unzulänglichen Kräften einen Abschnitt verteidigen, der mindestens zwei Divisionen erfordern würde.

Monsabert aber gruppiert um, frischt auf, holt noch mehr Artillerie heran. Die ausgebluteten Bataillone können in kürzester Zeit wieder zur vollen Kampfstärke aufgerüstet werden. Außerdem fließen der 3. algerischen Infanteriedivision von Tag zu Tag mehr Freiwilligenverbände des Maquis (franz. Widerstandsbewegung) zu. Jetzt, wo die Deutschen nur noch einen schmalen Streifen französischen Bodens kontrollieren und sich der Sieg der Alliierten bereits deutlich abzeichnet, wollen auch jene nicht mehr zurückstehen, die sich bislang dem Kampf der französischen Widerstandsbewegung ferngehalten hatten.

Dies alles trägt dazu bei, das Gleichgewicht der Kräfte zuungunsten der deutschen Führung zu verschieben. Es kommt, was kommen mußte: Die unter hohen Opfern eroberten alten Stellungen können nur mühsam und mit äußerster Anstrengung gehalten werden. Und immer öfter gelingt es dem Gegner, in die deutsche HKL einzubrechen, Stützpunkte zu kassieren, und im rückwärtigen Gebiet sorgen die dort operierenden FFI-Einheiten dafür, daß fortwährend und auch nachhaltig der deutsche Nachschub gestört, wenn nicht gar total unterbunden wird.

Knapp drei Wochen seit ihrem Eintreffen im Fronraum des Vogesenbrückenkopfes sind vergangen, da muß die Division das Fazit ziehen: Lage äußerst ernst und angespannt.

*

Ein Kapitel besonders düsterer Art soll nicht übergangen werden: das Los der Zivilbevölkerung.

Wo immer es irgendwie möglich ist, versucht die deutsche Führung das Leid der vom Krieg überraschten Bewohner zu lindern. So auch in Le Thillot, einer kleinen Bezirksstadt am äußersten

linken Flügel der 269. Infanteriedivision, in der sich einige hundert Frauen, Kinder und Greise befinden.

Die HKL (Hauptkampflinie) lehnt sich an den Westrand des Ortes an. Unter Artillerie- und Infanteriefeuer zerbröckeln die Häuser, das kleine Krankenhaus, Hauptverbandsplatz und Zivilbetreuungsstelle zugleich, ist überfüllt. Es mangelt an Medikamenten und Lebensmitteln. Die zivilen französischen und deutschen Behörden können infolge der Frontnähe keine Hilfe mehr leisten. Die Not in Le Thillot steigt ins Uferlose.

Kurz nachdem die 269. ID den Abschnitt übernommen hat - er gehört zur „Weststellung“ an den Westhängen der Vogesen im südlichen Teil des Oberelsaß -, besichtigt General Wagner, Kommandeur der 269. ID, die Kampfzone und erfährt von den dort herrschenden menschenunwürdigen Zuständen.

Der General ist erschüttert und empört und entschließt sich, hier sofort Abhilfe zu schaffen. Major i. G, Schwudke und Hauptmann Horz erhalten den Auftrag, einen Plan zu entwerfen, wie der leidenden Zivilbevölkerung geholfen werden könne. General Wagner selbst setzt sich telefonisch mit dem Kommandierenden General, General der Luftwaffe Petersen, in Verbindung und schildert die untragbaren Verhältnisse in Le Thillot. Petersen zeigt sich zwar beeindruckt, weiß aber im Moment selber keinen Ausweg.

Wagner läßt sich jedoch nicht entmutigen. Vorerst wird ein Verbindungsoffizier der Division zum Bürgermeister von Le Thillot geschickt. Dieser zieht den ortsansässigen Pfarrer zu Rate. Der Verbindungsoffizier der 269. ID ersucht die beiden Herren, die genaue Zahl der noch anwesenden Zivilisten festzustellen. Nur dann - so der Offizier - könne geholfen werden. Bürgermeister und Pfarrer atmen auf. Sie versprechen, das Notwendige zu veranlassen.

Inzwischen verhandeln Major Schwudke und Hauptmann Horz unermüdlich mit dem Korps, dem Oberquartiermeister und den zivilen Behörden des rückwärtigen Frontgebietes. Ihre dringende Forderung, schriftlich fixiert, lautet: „Helft! Holt die Zivilbevölkerung aus der Kampfzone, ehe es zu einer unabsehbaren Tragödie kommt.“

Aber die zuständigen Behörden lehnen ab. Ihre Begründung: „Es stehen für Ziviltransporte keinerlei Transportmittel zur Verfügung. Außerdem seien alle Ortschaften rückwärts der Front mit Flüchtlingen überfüllt, die Dörfer würden geradezu überquellen. Und das hin bis zur Reichsgrenze.“

Bedauerlich, aber nicht zu ändern, lautet der endgültige Bescheid der militärischen und zivilen Dienststellen.

Major Schwudke gibt trotzdem nicht auf.

„Wir stellen von der Division aus die nötigen Lkw für einen Schnelltransport zur Verfügung“, läßt er den Oberquartiermeister wissen.

Der lehnt ab. „Schön und gut, mein Lieber, aber können Sie mir sagen, wo ich die Leute unterbringen soll? Es gibt kein Haus, keinen Stadel mehr, der nicht schon überbelegt wäre.“

General Wagner wendet sich nun an das Armeeoberkommando. Hier zeigt man zwar Verständnis und ist auch bereit zu helfen, aber erst dann, wenn der Fall Le Thillot mit anderen zusammen gelöst werden könnte und keinesfalls vor dem Abschluß der Kämpfe an der Burgundischen Pforte. Wörtlich heißt es im Bescheid der Armee:

„Erst wenn sich die allgemeine Lage etwas stabilisiert hat, können wir uns mit dem Problem befassen. Im Moment darf kein Transportfahrzeug zweckentfremdet werden. Fahrzeuge sind knapp, sie könnten das ‚Zünglein an der Waage‘ werden und den Ausgang der Kämpfe entscheidend beeinflussen.“

Vom taktischen Standpunkt aus ist dieses Verhalten durchaus zu verstehen, nur ändert es die Sachlage nicht.

Was soll nun unternommen werden? Die Bevölkerung von Le Thillot wartet auf Hilfe. Sie wurde ihnen durch Offizierswort zugesagt.

Zunächst werden erst einmal die Schwerstkranken abtransportiert und in weiter zurückliegenden Krankenhäusern untergebracht. Wie schwierig allein das aber ist, kann nur der ermessen, der die katastrophale Lage jenes schmalen Frontstreifens westlich des Rheins selbst gesehen und erlebt hat.

Wagner tut noch ein übriges: Er läßt an die Zivilbevölkerung von Le Thillot Verpflegung aus Wehrmachtsbeständen verteilen, um die alten Männer und Frauen, die Kinder und deren Mütter wenigstens vor dem Hunger zu bewahren.

Das Problem ist dadurch nicht gelöst. Der Druck des Gegners vor Le Thillot wird von Stunde zu Stunde stärker, immer mehr Häuser sinken in Schutt und Asche. Panik breitet sich in der Ortschaft aus, die Verbitterung unter der Zivilbevölkerung wächst, die Franzosen fühlen sich hintergangen.

In dieser kritischen Stunde zeigt General Wagner ein hohes Maß von Zivilcourage. In einer internen Stabsbesprechung teilt er Major Schwudke und Hauptmann Horz mit, daß er sich entschlossen habe, mit dem Gegner zu verhandeln und eine Übernahme der Zivilbevölkerung durch die Franzosen abzusprechen.

„Meine Herren, das ist überhaupt die einzige Möglichkeit, diesen Menschen zu helfen“, erklärt General Wagner den beiden Offizieren.

Darauf Major Schwudke: „Ich teile ganz und gar die Ansicht des Herrn Generals, nur hat die Sache einen Haken.“

Wagner lächelt. „Ich weiß, Schwudke. Wenn ich direkt mit den Franzosen in Verbindung trete, verstoße ich gegen einen Führerbefehl, der jegliche Verbindungsaufnahme mit dem Feind bei Todesstrafe untersagt. Das meinen Sie doch?“

Major Schwudke nickt. „Jawohl, Herr General, das bitte ich gehorsamst bedenken zu wollen. Erfährt man oben diese Geschichte, wird man Sie an die Wand stellen.“

Schwudke und Hauptmann Horz raten dem General, auf jeden Fall das Korps zu verständigen und unter keinen Umständen einen Alleingang zu wagen. Außerdem sollte man durch einen Vertrauensmann Bürgermeister und Ortspfarrer dazu veranlassen, ihrerseits mit dem französischen Oberkommandierenden in Verbindung zu treten und durchblicken zu lassen, daß man deutscherseits bereit wäre, die Bevölkerung von Le Thillot an einer noch zu vereinbarenden Stelle ins französische Gebiet abzutransportieren.

Der General ist mit diesem Vorschlag einverstanden.

Wenige Tage später erscheint der Bürgermeister von Le Thillot bei Wagner und überreicht diesem zwei Schreiben des Kommandierenden Generals der 1. Armee, General de Lattre de Tassigny, der sich mit dem deutschen Vorhaben einverstanden erklärt und seinerseits geeignete Maßnahmen vorschlägt. Die Franzosen finden es für das beste, wenn für einige Stunden eine Waffenruhe vereinbart wird. Während des zeitlich begrenzten Waffenstillstandes sollen Armeesaniitätswagen auf der Nationalstraße Le Thillot-Ramonchamp vorfahren, um die Zivilbevölkerung aufzunehmen. General de Lattre de Tassigny ersucht General Wagner, vorher aber die Straße von Minen zu räumen. Im übrigen bedankt er sich für die noble Geste des deutschen Generals.

General Wagner greift nun zu einer List. Er beauftragt Major Schwudke, mit dem Korps zu telefonieren und diesem die Sache so zu schildern, als sei der Gegner an die Division herangetreten und hätte die ersten Kontaktfäden geknüpft.

Schwudke ist skeptisch. Er sagt dies auch dem Kommandeur.

„Versuchen müssen wir es auf jeden Fall“, antwortet General Wagner.

Schwudke läßt eine Verbindung zum Generalkommando des IV. Luftwaffen-Feldkorps herstellen. Er hat Glück und bekommt den Chef des Generalstabes, Oberst i. G. Frank, in die Leitung. Frank hört sich Schwudkes Bericht ruhig an, ohne den Major zu unterbrechen. Als dieser zu Ende gekommen ist und an den Oberst die Frage richtet, wie dieser zu der Angelegenheit stehe, sagt Frank:

„Völlig unmöglich, Schwudke. Das Korps kann niemals seine Zustimmung für die Vereinbarung geben. Menschenskind, Schwudke, wissen Sie eigentlich, in was ihr euch da eingelassen habt? Es besteht ein Befehl Hitlers...“

„Jaja, ich weiß ja, Herr Oberst“, unterbricht der Major erregt den Chef des Stabes, „aber dies ist ein Notfall. Ich bitte das gehorsamst zu bedenken. Wenn wir Le Thillot nicht räumen, gibt es Hunderte von Toten und Verletzten bei der Zivilbevölkerung. Zudem bitte ich zu bedenken: Nicht wir, sondern die Franzosen haben Verbindung zu uns aufgenommen.“

„Ganz abgesehen davon, Schwudke, daß ich das bezweifle“, tönt es aus dem Hörer, „kann das Korps die Verantwortung nicht übernehmen. Wenn oben auch nur der geringste Verdacht entsteht, daß an der Sache von uns aus gedreht wurde, sind wir dran. Wir unterstehen Himmler (Reichsführer SS), vergessen Sie das nicht. Und Sie glauben doch nicht, daß der uns das abnimmt. Also nochmals, Schwudke: Bei allem Verständnis für die Situation: Nein. Keine Billigung durch das Korps. Ende.“ Und Oberst Frank legt den Hörer auf.

Major Schwudke starrt noch sekundenlang den Hörer an. Was in diesen Sekunden im Kopf des Divisions-Ia vorgeht, ist unschwer zu erraten. Feiglinge, mag er gedacht haben. Keine Zivilcourage mehr. Alle haben sie Angst vor Hitler. Keiner traut sich mehr, den Kopf für eine Sache hinzuhalten, die mit Krieg nichts zu tun hat. Es ist zum Heulen.

Ziemlich deprimiert geht Schwudke zu General Wagner und berichtet vom Scheitern des Gesprächs. Auch Wagner ist momentan betroffen, meint dann aber:

„Schwudke, wir geben noch nicht auf. Wir finden einen Ausweg, und ich löse mein gegebenes Wort ein, egal, was daraus für Konsequenzen entstehen.“

„Dringendes Gespräch Luftwaffenfeldkorps“, meldet der Unteroffizier in der Vermittlung.

„Wer ist dran?“ fragt General Wagner und bedeutet Major Schwudke, am zweiten Apparat mitzuhören.

„Der Herr Kommandierende General Petersen will Herrn General sofort sprechen“, sagt der Unteroffizier.

„Gut, Klausner, stecken Sie durch!“ befiehlt General Wagner. Und indem er den Hörer mit der Hand abdeckt, sagt er zu Major Schwudke: „Passen Sie auf, jetzt wird mich Petersen höchstpersönlich beknieen, die Hände von der Sache zu lassen.“

Genau das hat General Petersen vor. Er ist erregt, aufgebracht, als er zu Wagner sagt:

„Was ist das bloß alles für ein fürchterlicher Blödsinn, Herr General! Frank hat mich eben unterrichtet. Muß sagen: völlig indiskutabel. Ich kann und darf hierzu meine Zustimmung nicht geben. Mein Gott, begreifen Sie denn das nicht? Ich muß eine schriftliche Meldung an Himmler machen, wenn ich bei dieser Sache mitziehe. Wissen Sie, was das bedeutet?“

General der Flieger Petersen legt eine Pause ein. Dann tönt wieder seine erregte Stimme aus dem Hörer:

„Ich glaube, daß ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, Wagner. Die Weisung des Führers, mit dem Gegner keinerlei Abkommen zu treffen, ist absolut bindend. Ich bitte, das zur Kenntnis zu nehmen.“

Klack! Petersen hat aufgelegt. General Wagner und sein Ia sehen sich an.

„Und was nun, Herr General?“ fragt Major Schwudke seinen Divisionskommandeur.

General Wagner lächelt.

„Wir führen die Sache ohne die Genehmigung des Korps durch. Sie müssen Petersen verstehen, Schwudke. Er kann gar nicht anders handeln, und ich habe auch nichts anderes erwartet.“

Die Entscheidung ist gefallen. Ein deutscher General riskiert Kopf und Kragen, um einigen hundert französischen Zivilisten das Leben zu retten.

Major Schwudke erhält den Auftrag, unverzüglich ein Schreiben an den französischen Oberkommandierenden der 1. Armee aufzusetzen, in dem sich die Divisionsführung mit dem Vorschlag der Franzosen einverstanden erklärt. Die Übernahme der Zivilisten kann allerdings nicht an der von den Franzosen bestimmten Stelle vorgenommen werden, sondern an einer kleinen Gebirgsstraße, die ohne taktischen Wert für die Division ist. Damit umgeht General Wagner die Vorschrift, die besagt, daß die militärische Kampfbereitschaft nirgendwo und aus keinem Anlaß geschwächt werden darf. Würde Wagner die Übergabe der Bevölkerung von Le Thillot aber auf der Nationalstraße Le Thillot-Ramonchamp vornehmen, müßten die Minen geräumt werden. Und das bedeutete: Schwächung der Verteidigungsbereitschaft.

Die Division sichert dem Gegner außerdem Sicherheit und Waffenruhe zu. Wagner bittet General de Lattre ferner, die ganze Operation als streng geheim zu betrachten und seinerseits die entsprechenden Vorkehrungen zu treffen.

Das Schreiben wird noch am selben Tag dem Bürgermeister von Le Thillot ausgehändigt, der es über einen Mittelsmann an den Oberkommandierenden der 1. französischen Armee weiterleitet.

Bereits am nächsten Tag trifft de Lattres Antwort bei der 269. ID ein. Der General ist mit dem Vorschlag der Deutschen einverstanden. Strengste Diskretion ist zugesagt.

Für den „X-Tag“ wird für die Truppe Waffenruhe angeordnet, ohne daß der Befehl irgendwie begründet wird.

Die Evakuierung der Bevölkerung erfolgt mitten in der Nacht, bei Schneesturm und großer Kälte. Auf deutscher Seite ist der Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich gehalten. Die wenigen Posten auf den Straßen der kleinen Stadt sind ausgesuchte Leute, die zuverlässig und zum absoluten Schweigen verpflichtet sind.

Es geht alles genau nach Fahrplan, und es entstehen keinerlei Pannen. Lautlos bewegt sich der Zug der Frauen, Kinder und Greise durch die stockdunklen Straßen bis hin zum Übergabepunkt. Durch Lichtsignal verständigen sich beide Seiten, dann wird eine Straßensperre weggeräumt, und auf das verabredete Lichtsignal Rot-Weiß-Rot nähert sich der deutschen HKL ein Dutzend französischer Lastkraftwagen.

Ein Unteroffizier des Divisionsstabes geleitet die Franzosen durch die Linien.

Drüben steht ein französischer Capitaine. Salutierend und sich bedankend nimmt er von dem deutschen Unteroffizier seine verängstigten Landsleute entgegen.

Das ganze Evakuierungsmanöver hatte nicht länger als eine Stunde gedauert.

Der Bürgermeister von Le Thillot und der Ortsgeistliche bedanken sich mit Händedruck bei Hauptmann Horz für diese Initiative und betonen beide, daß sie diese Großherzigkeit dem „general allemand“ Wagner nie vergessen werden.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Gemüter im Divisionsstab während der nächsten Tage bedrückt sind. Jeder Funkspruch, der von oben eintrifft, jedes Telefongespräch kann die Bombe zum Explodieren bringen.

Aber es geschieht nichts. Das riskante Spiel General Wagners ist geglückt. Die Menschen von Le Thillot sind gerettet, der Krieg kann ihnen nichts mehr anhaben. Sie sind, Gott sei Dank, in Sicherheit.

Tags darauf gehen die Kämpfe weiter. Niemand denkt mehr an das gewagte Abenteuer von Le Thillot.

Am 30. November steht für die 269. Infanteriedivision fest: Stellungen können unter keinen Umständen mehr gehalten werden. Tiefe Einbrüche am linken Divisionsflügel zwingen rasch zu einer Frontverkürzung und zur Zurücknahme der bisherigen HKL. Eigene Verluste übersteigen das überhaupt noch erträgliche Maß.

Gleichlautender Text geht per Funkspruch an das Generalkommando des IV. Luftwaffen-Feldkorps (späteres Generalkommando XC (90.) AK), das in diesem Kampfabschnitt der 19. Armee befehlsführend ist.

Das Generalkommando genehmigt die Zurücknahme der Front.

In unermüdlicher und vorausschauender Arbeit haben General Wagner und sein Ia bereits die neue Verteidigungslinie festgelegt. Sie liegt auf den Höhen des Thur-Tales mit Front nach Westen. Rechte Grenze: Gebiet südwestlich Hohnack, Herrenburg-Markstein. Linke Grenze: Goldbach bis zum Col de la Schlucht.

Schon ein Blick auf die Karte läßt die ungeheuren Schwierigkeiten des Geländes ahnen. Über die Hälfte der neuen HKL verläuft an der von Col de la Schlucht aus führenden Höhenstraße Vologne, Falimont, Hohnack, Kastelberg, Rainkopf, Rothenbachkopf, Steinwasen, Herrenberg und Schweiselwasen bis zur Krümmung zwischen Höhe 1270 und 1236. Dann schlängelt sich die neue HKL durch den Wald von Kruth, an Le Greb-kopf, Runsch, Gomme Ferme, Bois d'Oderen, Bois de Schalm, Pfaffmatt vorbei bis kurz über die Straße Willersur-Thur nach Neuhouse und Goldbach.

Namen und nochmals Namen. Heute sind sie berühmte Wintersportorte und Berge in den Hochvogesen, im Sommer wegen ihrer herrlichen Lage beliebte Ausflugsziele.

Damals aber bedeuteten sie die Hölle, tausendfache Qual für die Grenadiere der 269. ID.

Die Witterungsverhältnisse sind mörderisch. Kälte wechselt mit Temperaturanstieg ab. Und es schneit unentwegt. Es ist der härteste Winter seit 35 Jahren, die Bewohner der Vogesen können sich kaum erinnern, je so etwas erlebt zu haben.

Straßen zweiter Ordnung gleichen russischen Rollbahnen, Pfade und Wege existieren nicht mehr. Der metertiefe, pappige Schnee hat die Landschaft egalisiert. Es gibt nur noch hochwinterliches Gebirgsgelände. Ein Alptraum für jeden, der in diesem Schneechaos leben muß. Mit das Allerschlimmste ist aber der Nebel. Er hängt in den Tälern, liegt über den Wäldern, hüllt die Berggipfel ein. Nur dann und wann hat die Sonne die Kraft, die Nebelschleier aufzureißen, blitzt sie für eine Viertelstunde durch die Nebel- und Wolkenwand. Für die Soldaten hüben wie drüben ist sie wie ein Wunder. Gibt es sie überhaupt noch, die Sonne?

Daß die neue HKL keine durchgehende Hauptkampflinie sein kann, versteht sich in Anbetracht der Geländeverhältnisse von selbst. Sie ist eine Stützpunkt-HKL. Insbesondere werden die Bergkuppen, soweit sie überhaupt erreicht werden können, besetzt. Stützpunkte auch entlang der Höhenstraße. Dann wieder - beispielsweise in angesprochenem Waldgelände - einen oder auch zwei Kilometer feste HKL, mit Gräben, Bunkern, MG-Ständen. Hochgelegene Sennhütten werden in das Verteidigungssystem eingebaut. Holzfällerhütten, durch die der Schneesturm pfeift, sind eine Rarität, und wer sich solch eine windige Bude unter den Nagel reißen kann, tut es und ist hochbeglückt.

Dies alles sind die äußeren Umstände, als die Division die neue Abwehrstellung bezieht.

X-Zeit für die Absetzbewegung: die Nacht vom 30. November zum 1. Dezember.

Da nirgendwo Straßen benützt werden können, müssen sich die Bataillone und Kompanien übers Gelände hinweg zurückziehen. Wichtigste Voraussetzung für das Gelingen dieser ungemein schwierigen und komplizierten Operation: Der wachsame, überlegene und sehr aggressive Feind darf nichts merken. Erhält er Kenntnis vom Rückzug der Division, stößt er selbstverständlich sofort nach, und das würde bedeuten, daß das Chaos perfekt wäre.

In aller Heimlichkeit und mit größtmöglicher Vorsicht werden deshalb die erforderlichen Maßnahmen für einen reibungslosen Rückzug getroffen.

Die am Feind verbleibenden Sicherungskräfte rekrutieren sich aus den Besten der Division. Nur bewährte und kampferfahrene Einheiten bilden den Schutzschild.

Und dann geht es los! Bei stockdunkler Nacht (das Benutzen von Licht ist strengstens untersagt) lösen sich die ersten Teile der Division vom Feind. Zuerst kommen die Gefechtstrosse. Mit Handschlitten werden Munition und schweres Gerät mühsam abtransportiert. Orientiert und marschiert wird nur nach Kompaßzahl. So geht es durch tiefen, matschigen Schnee Meter um Meter zurück. Die Trägerkolonnen ächzen unter der Last, die sie zu schleppen haben. Manche brechen zusammen, sie können nicht mehr. Aber sie müssen weiter. Manchmal hilft kameradschaftlicher Zuspruch, ein andermal sind es grobe Worte, um die Entkräfteten doch noch zum Weitergehen zu veranlassen.

Pannen sind zwar einkalkuliert, sollen jedoch, soweit es möglich ist, vermieden werden. Deshalb: strengste Disziplin aller Gruppen, Züge und Kompanien.

Doch schließlich sind es Menschen, die hier durch die Nacht und durch tiefen Schnee westwärts stolpern. Und dann passiert es eben: Eine Kolonne hat sich verirrt, stellt es fest, geht wieder zurück, und prompt prallt die nachkommende auf. Ein Stau entsteht, weitet sich aus, und ehe man sich versieht, hat sich eine kilometerlange Schlange gebildet.

Nun setzt ein Fluchen und Schimpfen ein. Wer war schuld? Wir nicht! Offiziere, die wie Jagdhunde unermüdlich hin und her pendeln, versuchen das Knäuel zu entwirren, mahnen zur Geduld, Einsicht. „Nur nicht die Nerven verlieren, Männer. Wir kriegen das schon wieder hin.“

Trotz Anspannung aller Kräfte ist es jedoch nicht zu vermeiden, daß Gerät nicht mehr abtransportiert werden kann und einfach nicht genügend Männer vorhanden sind, um etwa ein Munitionsvorratslager vollständig zu räumen. Was dann? Es muß gesprengt werden. Mächtige Detonationen zerreißen die nächtliche Stille, riesiger Flammenschein zuckt in den Himmel. Kostbares Material, wahrscheinlich nicht so schnell ersetzbare Munition, verglüht als makabres Feuerwerk.

Wenn so etwas geschieht, verschlägt es den Grenadieren den Atem.

„Noch ein paar solche Knaller, und die drüben riechen den Braten“, sagen sie. Zum Glück erweisen sich ihre Befürchtungen als ungerechtfertigt. Die Franzosen kommen nicht darauf, was sich hinter der deutschen HKL abspielt. Und dafür gibt es auch eine einfache Erklärung: Nächtliche Explosionen sind keine Seltenheit. Fast jede zweite Nacht jagen nämlich Maquisards Muni- und Nachschublager der Deutschen in die Luft.

Die Maquisards sind diese Nacht ohnehin nicht auf Draht. Ihre Beobachtungstrupps, Agenten und andere Zwischenträger versagen. Nicht eine einzige Meldung erreicht in dieser Nacht General Monsaberts Gefechtsstand, die ihn davon verständigen würde, daß die Deutschen ihre Stellungen räumen und sich zurückziehen. Was ist der Grund für dieses Versagen? Diese Frage konnte nie geklärt werden. Vielleicht war den FFI-Leuten das Wetter zu schlecht, und sie blieben lieber in ihren festen Unterkünften.

Wie dem auch sei: Trotz mancherlei Zwischenfällen und auftretender Hindernisse erreichen die Bataillone und Regimenter gegen Mitternacht die ihnen zugewiesenen neuen Verteidigungsstellungen.

Das hört sich so einfach an, in Wirklichkeit standen die Einheiten aber meistens vor schier unlösbaren Problemen.

HKL! Neue Verteidigungslinie? Gut und schön. Aber wo ist sie? Viele sehen sich enttäuscht an. Was sie vorfinden, ist keine ausgebaute Stellung, sondern eine reine Schneewildnis.

Die neue Verteidigungslinie muß von ihnen selber erstellt, gebaut, eingerichtet werden. Nur an manchen Geländepunkten stehen einige Bunker, halbverfallen, schlecht angelegt. Auch finden die Soldaten dann und wann Grabenfragmente vor, im großen und ganzen aber müssen sie das tun, was sie seit vier Jahren taten: eine völlig neue HKL aufbauen. Und das nachts um zwölf Uhr, bei zehn Grad Kälte, nach einem Marsch, der ihnen das Letzte abverlangte.

Und doch schaffen sie das fast Unmögliche. Bis zum Morgengrauen sind die Stellungen und Stützpunkte errichtet, bezogen, die Division kann um zwei Uhr an das IV. Luftwaffen-Feldkorps den Funkspruch absetzen: „Rückzugsbewegungen abgeschlossen. Neue HKL größtenteils bereits wieder voll verteidigungsbereit.“

„Bravo, 269. Infanteriedivision! Das habt ihr großartig gemacht. Ihr verdient vollste Anerkennung!“

So oder ähnlich, möchte man glauben, müßte der Funkspruch gelautes haben, der um vier Uhr morgens die Division erreichte.

Doch weit gefehlt. Es gibt kein Wort des Lobes, keine Anerkennung für die unvorstellbaren Leistungen der Grenadiere. Dafür wird in dem Funkspruch ein Befehl des Oberbefehlshabers West durchgegeben, in dem es heißt:

Oberbefehlshaber West gibt an alle Truppenführer der Heeresgruppe C folgenden Befehl bekannt: Es gibt kein Zurück mehr. Der Kampf muß vor dem Westwall und im Brückenkopf Elsaß geführt werden. Jeder Fall von Westwallpsychose ist mit schärfsten Mitteln zu unterbinden. Unser Heil liegt nicht hinter Beton, sondern im verbissenen Kampf vorwärts der Grenze! -

Wider Erwarten klappt in dieser Nacht auch der Rückzug der Gefechtssicherungen. Bereits um ein Uhr früh können sie sich vom Feind lösen, der die Bewegungen in keinem Abschnitt bemerkte. Nicht einmal nach Einbruch der Morgendämmerung.

Gegen neun Uhr beschießen die Franzosen wie üblich die vermeintliche deutsche HKL mit schweren Kalibern und Granatwerfern. Und erst gegen Mittag merken sie, was los ist.

Was nun? Stoßen die Franzosen energisch nach?

269. ID und Generalkommando befürchten es, aber General Monsabert ist vorsichtig. Nur zögernd besetzen seine marokkanischen und tunesischen Infanterieeinheiten die aufgebundene deutsche HKL.

*

Gerardmer, 15.30 Uhr, Gefechtsstand der 3. algerischen Infanteriedivision.

General Monsabert sitzt mit den Offizieren seines Stabes zusammen. Anwesend sind außerdem: der Kommandeur des FFI-Regiments „France Comte“, der Chef der Schwadronsguppe „Jura“ und Capitaine Lartigau.

Im „Lageraum“ hängt der Rauch zum Schneiden dick unter der Holzdecke. Auf dem langen Tisch stehen halbvolle Rotweinflaschen, und die Aschenbecher quellen über von Zigarettenstummeln.

Die Gesichter der anwesenden Offiziere sind erhitzt. Eben hat eine erregte Debatte stattgefunden. Die Ansichten und Meinungen prallen hart und leidenschaftlich aufeinander.

Der Grund hierfür: FFI-Kommandeure und Truppenoffiziere konnten sich über einen gewissen Punkt des von General Monsabert vorgelegten Planes „de campagne Hohneck“ nicht einigen.

Was ist das: „De campagne Hohneck“?

Nicht mehr und nicht weniger als der kühne Plan, sich des 1361 Meter hohen „Hohneck“ zu bemächtigen. Monsabert will einen der höchsten Berge der Vogesen im Handstreich erobern, sich dort mit einer starken Kampfgruppe festsetzen.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens liegen auf der Hand: 1. das „Hohneck“ liegt hinter den deutschen Linien. 2. Die Entfernung zum Angriffsobjekt ist ziemlich groß. 3. Die zur Zeit herrschenden Witterungsbedingungen würden der Truppe den letzten körperlichen und psychischen Einsatz abverlangen.

Nun, um diese drei Punkte entbrannte der Streit gar nicht. Es ging vielmehr um die Frage: Wer führt das Unternehmen durch? Das FFI-Regiment „France Comte“, oder eine reguläre Truppeneinheit?

Monsabert, der weder die Maquisards noch seine eigene Truppe verärgern will, trifft nun eine salomonische Entscheidung: Die Schwadronsgruppe „Jura“ führt den Überrumpelungsangriff durch, während die Truppe dann die Verteidigung des „Hohneck“ übernehmen soll.

Daß General Monsabert der FFI-Einheit den Vorzug gibt, liegt klar auf der Hand. Die Männer dieses Bataillons sind zum größten Teil Elsässer, viele unter ihnen kennen nicht nur den Berg, sondern auch die Gegend hier. Sie sind also ortskundig. Die zur Verfügung stehenden Marokkaner dagegen sind ortsfremd.

*

3. Dezember. Dieser Tag unterscheidet sich in nichts von dem vergangenen. Nach wie vor herrschen Kälte, Schneetreiben, stürmischer Wind, überall schlechte Sicht.

Dreieinhalb Kilometer südwestlich von Col de la Schlucht wird die Höhenstraße von der Kampfgruppe der „Schwadron Jura“ zwischen zwei deutschen Stützpunkten überschritten. Das Wechseln der Fronten geschieht blitzschnell.

Die schwache deutsche Postenkette beobachtet nichts, denn die Sicht beträgt bei diesem Schneetreiben günstigenfalls zwanzig bis dreißig Meter.

Es ist ein mörderischer Weg. Oft versinken die Männer bis zum Bauch im Schnee, immer öfter muß der Führer der Kampfgruppe Ruhepausen einlegen. Waffen und Gerät drücken schwer auf den Schultern, die überanstrengten Lungen scheinen bersten zu wollen, die Augen tränen vom messerscharfen Wind. Es ist eine schier unmenschliche Tortur, bei dieser Witterung das Hohneck zu besteigen.

Aber die Franzosen beißen die Zähne zusammen. Sie müssen es schaffen. Und je höher sie kommen, je schlimmer der Wind und das Schneetreiben werden, desto überzeugter sind die Widerständler: Auf diesem Hohneck sitzen die Deutschen nicht!

*

Doch sie irren sich. Auf dem Hohneck sitzen längst die Deutschen. Es sind zwar nicht viele, doch immerhin besteht die Besatzung des Hohnocks aus zwei Artilleriebeobachtern, einem Infanteriegeschütz und einer Wache, insgesamt so an die zwanzig Soldaten.

Sie haben sich in dem windumtosten „Grand-Hotel“, das mitten auf dem kahlen Berggipfel steht, eingerichtet. Warum auch nicht? Ihren Überwachungsauftrag können sie bei diesem Hundewetter ohnedies nicht wahrnehmen. Die B-Stellen vermögen nichts zu sehen, die Geschützbedienungen folglich auch nicht zu schießen. Und ganz abgesehen davon: Das „Grand-Hotel“ (es trägt zwar diesen anspruchsvollen Namen, in Wirklichkeit handelt es sich aber um eine massive Schutzhütte) ist der ideale Platz, um eine ganz ruhige und gemütliche Kugel zu schießen.

Das denkt auch der Kanonier Ludwig Seilbacher, der „mal schnell verschwinden muß“ und die Schutzhütte „Grand-Hotel“ durch den Hinterausgang verläßt. Zu ihm gesellt sich der Obergefreite Krämer, dem der Mief in der Grand-Hotel-Bude zu dick geworden ist und der mal schnell frische Luft schnappen wollte.

Drinnen klopfen sie Skat, trinken die Flasche Calvados leer, die noch von der letzten Zuteilung übriggeblieben ist.

Im Windschatten der Haustür stehend, blicken Sellbacher und Krämer den Hang hinab, wo unweit des Hotels zwei kleinere Gebäude liegen, die als Behelfsbunker ausgebaut wurden. Darin hält sich eine Wache auf, die gewöhnlich Kontrollgänge rund um den Bergsattel übernimmt.

„Was meinst du, sollen wir nicht mal zur Wache rübergucken?“ wendet sich Sellbacher an den Obergefreiten. Krämer hat nichts dagegen. „Ein bißchen Bewegung kann nichts schaden“, meint er.

Sie schlüpfen in ihre Mäntel, stellen die Kragen hoch und stemmen sich gegen den eisigen Nordostwind.

„Ist das ein Sturm!“ sagt Krämer.

Der Wind hat den Schnee streckenweise zu meterhohen Wällen aufgetürmt. Die beiden Landser weichen solch einer Schneewächte aus, als sie plötzlich vor sich Gestalten sehen.

„He, sieh mal: Gegenbesuch“, lacht Sellbacher.

Im nächsten Moment vergeht ihm das Lachen. Rechts und links von ihnen tauchen noch mehr Gestalten auf.

„Hände hoch!“

Franzosen!

Sellbacher will die Nullacht aus der Pistolentasche reißen, aber Krämer brüllt ihn an: „Bist du wahnsinnig? Laß das, es hat keinen Zweck!“

Nein, es hat keinen Zweck, zur Waffe zu greifen. Im Nu sind die beiden Landser von ver mummt en, abenteuerlich aussehenden Gestalten umringt, die schwer bewaffnet sind.

Ehe sich Sellbacher und Krämer versehen, hat man ihnen die Pistolen abgenommen, spüren sie den Lauf von Maschinenpistolen in ihrem Rücken.

„Allez! Vorwärts!“ ertönt eine scharfe Stimme.

Krämer murmelt einen Fluch in seinen Bart und peilt aus den Augenwinkeln die Lage. Besteht die Möglichkeit, zu fliehen? Die Kameraden im Hotel müssen gewarnt werden.

Keine Chance! Vier Mann nehmen sie in die Mitte.

„Bei Fluchtversuch wird geschossen!“ sagt einer der Franzosen im elsässischen Dialekt.

„Ist schon klar“, sagt Krämer und warnt den Kanonier Sellbacher. „Mach bloß keinen Blödsinn, es sind Maquisards. Die legen dich um, wenn du Quatsch machst.“

Im Laufschrift geht's zu den Bunkern. Dort ist die komplette Wache versammelt. Sie steht mit erhobenen Händen da.

„Glatt überrumpelt. Mist verdammt!“ murmelt Krämer.

„Maul halten, sonst knallt's“, sagt der Franzose aus dem Elsaß böse.

Eskortiert von zehn Widerständlern, treten die Landser den Weg in die Gefangenschaft an. Es geht alles sehr schnell, die Franzosen lassen den Männern kaum Zeit, ihre Mäntel anzuziehen.

„Allez, allez!“ Wer nicht spurt, zögert, bekommt den Gewehrkolben ins Kreuz!

Minuten später tauchen die Gefangenen und ihre Bewacher im Schneegestöber unter.

Und im Grand-Hotel spielen sie ahnungslos ihren Skat, dann nehmen sie zwischendurch mal einen „vor die Brust“. „Sante! Prost!“ Jawohl, Kameraden, hier läßt es sich aushalten. Eine Pfundskugel ist das, die hier oben in 1361 Meter Höhe geschoben wird.

Zufällig tritt der Gefreite Bauer II, der bisher „gekiebitzt“ hatte, ans beschlagene Fenster. Mit dem Ärmel wischt er die Scheibe sauber, blickt nach draußen und - erschrickt. Mein Gott, das sind doch...!

„He, seht mal!“ brüllt er den Kameraden zu. „Vor dem Hotel sind Franzosen!“

Die Skatrunde erstarrt. Dann fallen Stühle um, springen die Landser zum Fenster und blicken hindurch.

„Ach, du lieber Himmel!“ sagt einer mit gepreßter Stimme.

Auf dem Nordosthang wimmelt es von Gestalten, die sich rasch dem Hotel nähern. Es sind über fünfzig Mann. Es können aber auch mehr sein.

Der Führer des IG-Zuges (Infanteriegeschützzug) überlegt, was zu tun ist. Sollen sie sich verteidigen? Nein, es ist sinnlos. Der Gegner ist in der Überzahl, sie haben keine Chance. Selbst wenn es ihnen gelingen sollte, ein paar Schuß abzugeben, man wird sie einschließen, ausräuchern.

Aber das Bataillon müßte telefonisch verständigt werden.

„Postition de la Schlucht anrufen!“ brüllt der Unteroffizier einem seiner Männer zu.

Aber in diesem Augenblick fallen die ersten Schüsse, fetzt eine MG-Garbe ins Mauerwerk. Die Fensterscheiben zersplittern unter den Geschossen der Franzosen. Handgranaten explodieren vor der Tür. Geschrei erhebt sich draußen.

Panik ergreift die Hohnack-Besatzung. Die Männer lassen alles liegen und stehen. Nur weg! Einige rannen noch in den Nebenraum, wo die Waffen liegen, schnappen sich einen Karabiner, eine MPi. Aber dann pressiert's. Von drei Seiten nehmen die Franzosen das Grand-Hotel unter rasenden MG-Beschuß, Leuchtpurgeschosse pfeifen heran. Eine Handgranate explodiert mitten im Raum, wo eben noch die Landser beim Skat gesessen waren. Sie zertrümmert die gesamte Inneneinrichtung.

Durch die hinteren Fenster, durch die Dachluke, wo immer sich eine Fluchtmöglichkeit ergibt, türmen die Landser und stürmen ins Schneetreiben hinaus.

Die Franzosen schießen hinter den Flüchtenden her, aber bei diesem diffusen Licht treffen sie nicht.

Die Nachricht von der Eroberung und Besetzung des Hohneck schlägt beim GR 469 wie eine Bombe ein. Unfaßbares ist geschehen: Der Gegner hat einen „Festen Platz“, eine strategisch wichtige Höhe, im Handstreich erobert. Und das weit hinter der deutschen Front.

Die Hiobsbotschaft alarmiert nicht nur die 269. ID, dieses unvorhergesehene Ereignis löst geradezu eine Lawine aus. Das sofort verständigte LXIII Armeekorps ist entsetzt. Die 19. Armee gerät schier aus dem Hauschen, denn dort glaubt man die Absicht des Feindes zu erkennen: Durchbruch nach Westen über die Bastion Hohneck!

Fernschreiber ticken, Telefone rasseln, die Funkstellen haben Hochbetrieb.

Bereits vier Stunden nach dem Fiasko auf dem Hohneck setzt die 269 ID einen Stoßtrupp an, der den Befehl erhält, den verlorengegangenen Bergstutzpunkt im Gegenstoß zurückzuerobern.

Der Stoßtrupp, der über den Kastelberg (1345 m) angesetzt wird, kämpft sich verbissen durch den immer noch wütenden Schneesturm und erreicht auch nach mehrstündigem Aufstieg das Plateau des Hohneck.

Angriff! Auf, marsch, marsch! Maschinengewehre hämmern, Karabiner krachen.

Aber die Franzosen, die das Grand-Hotel mittlerweile zu einer Festung ausgebaut, sich verbarrikadiert und schwere Waffen - Granatwerfer und sMG -in Stellung gebracht haben, erwidern das Feuer der Grenadiere, überschütten diese mit einem Geschoßhagel und unternehmen schließlich auch noch einen Gegenstoß.

Der Stoßtrupp muß sich unter großen Verlusten zurückziehen. Der erste Versuch, sich wieder in den Besitz des Berggipfels zu bringen, ist gescheitert.

Ein nochmaliger Versuch der 269. ID, Hohneck zurückzugewinnen scheitert an den Witterungsbedingungen. Der nach wie vor anhaltende Schneesturm zwingt die Kampfgruppe auf halbem Wege zur Umkehr.

*

Sofort eingeleitete Gegenangriffe der 269. ID sind aber ebenfalls erfolglos; die französische Artillerie, unterstützt von vorgezogenen amerikanischen Mörserbatterien, fügt den Grenadierkompanien schwere Verluste zu.

Der Lagebericht des LXIII. AK vom 8. Dezember 1944 spiegelt wider, in welcher Situation sich die deutschen Verteidiger befinden. Es heißt da:

„Große Schwierigkeiten. Feind hat sich auf dem Hohneck verschanzt. Grimmige Kälte, Schneesturm. Die eigene Truppe ist schlecht gegen die Kälte ausgerüstet. Auf 60 Mann nur noch ein Offizier und zwei Unteroffiziere. Erfrierungen zweiten Grades mehren sich.“

Dieser Lagebericht wird um 20.15 Uhr herausgegeben. Zwischen dem gefechtsführenden LXIII. AK (Armeekorps) und der 19. Armee reißen die Telefongespräche und Funksprüche nicht mehr ab.

Das AK drängt: „Bereinigung der Lage Hohneck ist dringend geworden.“

Eine Stunde später bestätigt das Armeeoberkommando 19 dem LXIII. AK in einem Funkspruch:

„21 Uhr. AOK 19 nimmt Lagebericht LXIII zur Kenntnis. AOK befiehlt: Lage am Hohneck ist schnellstens zu bereinigen. Der Reichsführer SS legt größten Wert darauf.“

Der letzte Satz in diesem Funkspruch beweist am besten, welche Wellen das „Ereignis Hohneck“ in der obersten deutschen Führung bereits geschlagen hat. Es schaltete sich sogar Heinrich Himmler ein.

Über eine Sonderleitung ruft Himmler am Abend des 9. Dezember 1944 General Wagner, den Kommandeur der 269. ID, in dessen Gefechtsstand an.

Himmler: „Sie erhalten den bindenden Auftrag, Angriff auf das Hohneck mit allen Mitteln. Wir können nicht mehr zuwarten Herr General. Ich erwarte von Ihnen, daß der Feind innerhalb von 48 Stunden vernichtet oder gefangen ist.“

General Wagner: „Reichsführer, es wird getan, was überhaupt möglich ist. Aber ich bitte zu bedenken: Ich verfüge nur mehr über eine geringe Kampfstärke. Außerdem ist durch die Kälte die Truppe nur bedingt einsatzbereit. Wir haben laufend Ausfälle durch Erfrierungen.“

Der Reichsführer sagt etwas von „schicksalhafter Stunde“ und „die Lage ist nie so ernst gewesen.“ Im übrigen bindet er General Wagner fest: „Das Hohneck ist dem Gegner wegzunehmen!“

Während Wagner mit dem Reichsführer SS telefoniert, überschlagen sich bei Armee und LXIII. AK die Ereignisse.

Da mit einem Durchbruch der Franzosen ins Fechtal gerechnet werden muß, womit Munster unmittelbar bedroht wäre, befiehlt die 19 Armee dem LXIII. AK um 01.15 Uhr des 9. Dezember, eine schnell zusammengestellte Alarmeinheit, die mit Funk ausgerüstet ist, möglichst tief ins Fechtal vorzutreiben.

Während all dies geschieht, hält General Wagner in seinem Gefechtsstand eine Lagebesprechung ab. Deren Tenor: Wie ist es möglich, die Franzosen vom Hohneck zu vertreiben?

Einer der Vorschläge lautet: Nochmaliger Versuch, den Hohneck durch einen kampfstarken Stoßtrupp zurückzuerobern.

Der Stoßtrupp wird sofort in Marsch gesetzt. Zwei Stunden später ist der Traum aus. Die Männer werden von den Tunesiern abgewiesen, der Stoßtruppführer, ein erfahrener Oberfeldwebel, meldet sachlich:

„Herr General, es ist nicht durchzukommen. Bis zur oberen Waldgrenze kommt man gerade noch, aber dann feuert der Gegner aus allen Knopflöchern. Die Franzosen haben das ‚Grand-Hotel‘ zur Festung ausgebaut, da ist mit schwachen Kräften und ohne Artillerie nichts zu machen.“

Was nun?

Es wird hin und her überlegt. Es werden Ideen geboren und wegen ihrer Undurchführbarkeit sofort wieder verworfen.

Und die Zeit läuft. Ic-Meldungen zufolge soll General Monsabert einen großangelegten Entlastungsangriff zugunsten der Hohneck-Besatzung planen. Diesem Angriff muß man zuvorkommen, das steht fest.

Die Besprechung im Divisionsgefechtsstand hält weiter an, zieht sich schon über Stunden hin. Es wird Nachmittag, das Telefon rasselt in General Wagners Gefechtsstand. Der Ia hebt ab. Die Meldung, die durch den Draht kommt, ist erfreulich. Das Wetter hat aufgeklart, der Hohneck liegt ohne Wolkendecke da. Eine von der Armee eiligst in Marsch gesetzte 8,8-cm-Flak ist auf der Höhenstraße in Stellung gegangen und hat die Beschießung des „Grand-Hotel“ aufgenommen.

„Und? Hat die Flak Erfolg?“ fragt General Wagner mit gespannter Miene seinen Ia.

Der nickt. „Jawohl, Herr General. Die Flak meldet Treffer am Hotel.“

Die Flak und die augenblickliche Wetterbesserung drängen General Wagner zum Handeln. Man kommt überein, einen starken Stoßtrupp zu bilden, der nochmals mit der Aufgabe betraut wird, auf Biegen oder Brechen den Berg zu stürmen.

Als Führer des Stoßtrupps wird Hauptmann Köck, der Kommandeur des Pionierbataillons 269, bestimmt.

X-Zeit für den Angriff auf Berg und Stellung Hohneck ist der 11. Dezember, 15 Uhr.

Eine ganze Armee stellt sich die bange Frage: Wird es die 269. ID diesmal schaffen, die gefährliche Lage zu bereinigen?

*

Die Stimmung im „Grand-Hotel“ ist denkbar schlecht. Die 3. Kompanie, die Lartigau „Erste“ ablösen soll, ist seit drei Stunden überfällig. Jetzt ist es halb zwei Uhr nachmittags. Der Hohneck-Gipfel liegt im Nebel. Die Sicht reicht gerade bis auf etwa 70 Meter. Was dahinterliegt, ist eine trübe graue Waschküche.

Aus Sicherheitsgründen hat Capitaine Lartigau einen Zug abgestellt, der eine dichte Postenkette um das „Grand-Hotel“ gelegt hat.

Er selbst telefoniert mit dem Bataillonsgefechtsstand. In der Leitung ist Capitaine Potard, der stellvertretende Bataillonskommandeur.

„Verdammt!“ flucht Lartigau ins Telefon. „Jetzt ist es gleich 14.45 Uhr, und die 3. Kompanie ist immer noch nicht hier. Was ist los, Potard?“

„Wir haben keine Ahnung“, antwortet dieser. „Die Dritte ist von der Schutzhütte Chitelet um sieben Uhr morgens aufgebrochen. Seitdem haben wir keine Verbindung mehr.“

„Potard, ihr müßt versuchen, durchzukommen“, beschwört Lartigau seinen Regimentskameraden. „Unsere Verpflegung geht zur Neige. Und außerdem besitzen wir nur eine Munitionsausstattung. Die verschießen wir schon beim ersten Angriff der Deutschen.“

„Jaja“, sagt Capitaine Potard unwillig. „Diable, Lartigau, wir wissen doch, wie es um euch steht. Und Sie dürfen gewiß sein: Wir tun alles, um euch zu entsetzen.“

Lartigau legt auf. Der Capitaine ist ein Realist. Er gibt sich keinen Illusionen hin. Für ihn steht es fest: Es kann sich nur noch um Stunden handeln, dann sind die Deutschen da.

Lieutenant Vittrand, der von der Postenkontrolle zurückkommt, betritt Lartigaus Zimmer, das sich im ersten Stock des Hotels befindet. Dichter Reif hängt an Uniform und Gesicht. Kleine Eiszapfen haben sich am Kinnbart des Lieutenants (Oberleutnant) gebildet.

Das Telefon schlägt erneut an. Lartigau hebt ab. „Hier Potard“, meldet sich der stellvertretende Bataillonskommandeur. „Lartigau, eine wichtige Meldung! Eben kam die Nachricht, daß sich eine Einheit der Deutschen dem Gipfel nähert. Sie kommt von Süden. Höchste Wachsamkeit, Lartigau. Unsere Späher meldeten, daß die Deutschen nur noch 600 Meter vom Gipfel entfernt sind.“

„Wie stark ist diese Einheit?“

Lartigau erhält auf seine Frage keine Antwort. Es knackt, und fortan ist die Leitung tot. Da weiß Capitaine Lartigau, daß der Gegner den Telefondraht durchschnitten hat.

Mit bleichem Gesicht wendet sich Lartigau an Lieutenant Vittrand.

„Jetzt ist es soweit. Sie kommen, Vittrand. Geben Sie höchste Alarmbereitschaft. Und sorgen Sie dafür, daß die Funkstelle in Betrieb genommen wird. Die Telefonverbindung zum Bataillon ist unterbrochen.“

Das „Grand-Hotel“ gleicht in den nächsten zehn Minuten einem aufgeschreckten Bienenschwarm. Kommandos gellen. Die Franzosen eilen auf ihre Gefechtsstationen. Die schweren MG werden schußbereit gemacht, draußen vor dem Hotel ziehen Kanoniere die Zeltplane vom 2-cm-Fla-Geschütz, der inzwischen aufgekommene Sturm reißt den Männern die schwere Plane aus den Fäusten und weht sie fort.

Gerade als Lieutenant Vittrand Capitaine Lartigau die Gefechtsbereitschaft der Kompanie meldet, geht es auch schon los.

Es ist genau 15 Uhr, als schwere deutsche Artillerie den Gipfel des Hohnneck und das „Grand-Hotel“ unter Feuer nimmt. Granate um Granate orgelt heran, schlägt ein. Bereits bei der zweiten Lage erhält das Hotel mehrere Volltreffer. Zwei Zimmer werden total zerstört, vier Mann der französischen Hohnneck-Besatzung finden den Tod.

Capitaine Lartigau behält jedoch die Nerven. Kaltblütig erteilt er seine Befehle. Und während donnernd die Granaten ringsherum einschlagen, das Hotel weitere Treffer erhält, gibt Lartigau einen Funkspruch an das Bataillon ab. Er lautet: „Feind beschießt uns mit starker Artillerie. Wir erwarten den Angriff. Versucht Gegner im Rücken zu packen, das ist die einzige Möglichkeit, uns zu entlasten.“

Kaum hat der Funker den Spruch draußen, wird das alte Gebäude bis in seine Grundmauern erschüttert. Eine 15-cm-Granate hat das Dach des Gebäudes durchschlagen und den ganzen ersten Stock verwüstet. Brände lodern auf. Eigens aufgestellte Löschtrupps versuchen die Flammen mit Sand zu ersticken. Und das gelingt auch. Was aber viel schlimmer ist: Der Volltreffer hat die Funkantenne in Fetzen gerissen. Lartigaus kleine Streitmacht ist nun ohne Verbindung zum Bataillon.

Da mit weiteren Volltreffern gerechnet werden muß, läßt Capitaine Lartigau das Hotel räumen. Lediglich im Keller befinden sich noch einige Soldaten. Es sind die Sanitäter und Dr. Tardieu, ein Zivilarzt, der sich freiwillig der französischen Armee zur Verfügung gestellt hatte.

Um 15.30 Uhr gehen die Deutschen zum Sturmangriff über. Maschinengewehre tacken. Leuchtpurgeschosse prasseln gegen die Steinmauern des Hotels. Die deutschen MG-Schützen nehmen jedes französische Widerstandsnest unter Beschuß. Und im Schutz der MG stürmen die Grenadiere der 269. ID auf die feindliche Bergbastion zu. Major Großjohann, der den Oberbefehl über den Stoßtrupp übernommen hat, ließ keinen Zweifel aufkommen und hämmerte seinen Grenadiern ein:

„Ihr müßt es im ersten Anlauf schaffen, sonst haben wir keine Chance, das Hotel zu nehmen.“

Auch Hauptmann Köck ist dieser Ansicht. Unter rücksichtslosem Einsatz seiner eigenen Person führt er den kampfstarken Stoßtrupp an, reißt die Grenadiere durch sein Vorbild mit, aber umsonst.

Der Gegner weicht nicht zurück. Er hat sich hervorragend verbarrikadiert und setzt alle Waffen ein.

Vor allem die 2-cm-Flak erweist sich als gefährlicher Gegner. Die Sprenggranaten reißen Lücken in die Angriffsreihen der Deutschen, und die schweren Maschinengewehre der Franzosen legen einen Feuervorhang vor das Hotel, der nicht zu überwinden ist.

Hauptmann Köck muß den Angriff einstellen. Er, der erfahrene Truppenoffizier, weiß: Hier ist im Moment nichts zu machen. Eine Fortführung des Angriffs wäre heller Wahnsinn.

„Alles zurück in die Ausgangsstellung!“

Das ist dort, wo die Nebelwand so dicht ist, daß man die Hand nicht vor den Augen sieht.

Der Stoßtrupp sammelt. Die Verwundeten werden ärztlich versorgt und abtransportiert. Hauptmann Köck bespricht sich mit seinen Offizieren und Unteroffizieren. Das Ergebnis: Es muß noch ein zweites, und wenn es sein muß auch ein drittes Mal angegriffen werden. Nur nicht locker lassen. Irgendwann müssen die Franzosen schließlich die Sinnlosigkeit der Verteidigung einsehen.

Nach abermaliger kurzer Artillerievorbereitung treten die Grenadiere wieder zum Sturm gegen das Hotel und die davorliegenden Infanteriestellungen an.

Aber auch diesmal ohne Erfolg. Der Gegner hält. Er weicht keinen Fußbreit zurück und - beherrscht mit seinen Maschinenwaffen das leicht nach allen Seiten abfallende Plateau.

Der zweite Angriff dauert bis 17 Uhr. Danach tritt Ruhe ein. Hauptmann Köck will einen neuen Plan entwerfen, bevor er zum dritten Mal das Hotel auf dem Hohnneck infanteristisch angreift.

Wie den Franzosen in der Bergfeste Hohnneck zumute war, kann man sich leicht vorstellen. Mit bangen Gefühlen erwarteten sie die Nacht. Und diese würde kalt, bitterkalt werden.

Durch die geborstenen Mauern bläst jetzt ein eisiger Wind. Die französischen Soldaten leiden Hunger, aber noch mehr quält sie der Durst. Doch es gibt kein Wasser. Die Vorräte in den Bottichen sind verschüttet worden, als die deutschen Granaten das Hotel in eine Ruine verwandelten. Ohne Feuer können sie aber keinen Schnee schmelzen. Es ist eine schreckliche Situation.

Dennoch: „Die Moral ist gut“, vertraut Lartigau seinem Tagebuch an. Und er fährt fort: „Ich selbst habe die Hoffnung, morgen die Verbindung mit dem Bataillon in Chitelet wieder aufnehmen zu können. Schlimm ist nur: Wie sollen wir es in dieser schrecklichen Kälte ohne Essen aushalten?“

Auch die Grenadiere des Hauptmanns Köck leiden unter den herrschenden Wetterverhältnissen. Sie sind in gewisser Beziehung sogar noch schlimmer dran als die Franzosen, denn sie müssen im Freien kampieren. Mühselig schaufeln sie sich Schneelöcher. Der Wind weht sie wieder zu. Und sie beginnen von vorn.

In stundenlanger Arbeit schaffen sie es schließlich, wenigstens einen halben bis dreiviertel Meter tief in den Boden zu kommen. Da ein einzelner Mann sich bei 20 Grad unter Null und bei diesem Sturm nicht allein warm halten kann, ziehen immer zwei bis drei Mann in ein Schneeloch, so, wie sie es in Rußland Jahr für Jahr praktiziert hatten.

In der Nacht auf den 12. Dezember kommen Hauptmann Köck und Major Großjohann nach langer Debatte überein, es am kommenden Tag mit einem Kapitulationsangebot zu versuchen.

12. Dezember, morgens 9 Uhr.

Es herrschen, wie am Tag zuvor, die gleichen Witterungsbedingungen: Schneetreiben, eisiger Wind, Nebel.

Major Großjohann und seine Begleitung, ein Leutnant und drei Unteroffiziere, nähern sich, eine weiße Fahne zeigend, dem Hotel. Die Franzosen schießen nicht. Sie lassen die deutsche Abordnung bis auf fünfzig Meter an das Hotel herankommen. Hier werden sie von adjutant chef (Oberfeldwebel) Ferrandi empfangen. Major Großjohann bittet um eine Unterredung.

Im zerschossenen unteren Flur des schwer beschädigten Hotels empfängt Capitaine Lartigau, übernächtigt, unrasiert und mit bleichem Gesicht, die Deutschen. Er ist aber gefaßt und zeigt keinerlei Furcht vor dem Gegner.

Major Großjohann überreicht dem Capitaine ein Schreiben der Division (Kapitulationsangebot) und fordert ihn gleichzeitig auf, den sinnlos gewordenen Widerstand einzustellen und die Hotelgebäude zu übergeben.

Lartigau zögert nicht eine Sekunde. Er lehnt höflich, aber bestimmt die Übergabeaufforderung ab und erklärt dem Major, daß er sowieso keinerlei Entscheidungen treffen könne, die Parlamentäre müßten auf jeden Fall mit dem französischen Bataillonskommandeur persönlich sprechen.

Großjohann zieht sich daraufhin mit seiner Begleitung einige Meter zurück und bespricht die neue Lage. Der Leutnant und auch die Unteroffiziere vertreten die Meinung, da man nun schon einmal hier sei, könnte man auch mit dem französischen Bataillonskommandeur sprechen. Major Großjohann ist der gleichen Meinung. Sie kehren also zu Capitaine Lartigau zurück, und Großjohann erklärt diesem, er würde das Angebot akzeptieren und mit dem französischen Kommandeur sprechen.

„Gut, wie Sie wollen“, antwortete Lartigau.

Lieutenant Vittrand, Sergeant Porcu und vier französische Soldaten geleiten nun die deutschen Unterhändler - denen man die Augen verbunden hat - zum Gefechtsstand des französischen Bataillonskommandeurs. Unterwegs gerät die Gruppe auf Minen, einige französische Soldaten werden verwundet.

Wie es Lieutenant Vittrand möglich machte, den deutschen Einschließungsring zu durchbrechen, ist nie geklärt worden. Nach einem Zweistundenmarsch gelangt die deutsche Delegation zum französischen Bataillonsgefechtsstand.

Großjohann steht nun dem französischen Bataillonskommandeur - ebenfalls einem Major - gegenüber.

Nun folgt die gleiche Szene wie vorher auf dem Hohnneck. Großjohanns Kapitulationsangebot wird vom französischen Bataillonskommandeur abgelehnt, und der Major läßt durchblicken, daß es keinen Grund gebe, das Hohnneck zu übergeben.

„Teilen Sie bitte Ihrem Divisionskommandeur mit“, wendet sich der Major an Großjohann, „daß Ihre Lage die viel schlechtere ist. Ein großangelegter französischer Entlastungsangriff steht unmittelbar bevor. Ich würde also vorschlagen: Warten wir diesen Angriff erst einmal ab.“

Damit ist die Unterredung auch schon beendet. Höflich geleitet der französische Major seinen Gast bis zur Bunkertür. „Auf Wiedersehen, Herr Major. Und vergessen Sie nicht: Um 15 Uhr werden unsere Streitkräfte angreifen.“

Sehr beeindruckt von der Hartnäckigkeit der Franzosen, kehrt Major Großjohann zu seinen Männern zurück.

Als er sein Erlebnis Hauptmann Köck berichtet, ist dieser keineswegs erstaunt und meint: „Das war mir von Anfang an klar. Die stecken nicht auf. Es wird uns also nichts anderes übrigbleiben, als noch einmal anzugreifen.“

Major Großjohann setzt sich nun über Funk mit der Division in Verbindung und erstattet Bericht. Er vergißt auch nicht darauf hinzuweisen, daß für 15 Uhr ein Entlastungsangriff des Gegners zu erwarten sei.

General Wagner behält aber die Nerven. Er glaubt nicht daran, daß dieser Angriff tatsächlich stattfindet, er ist der Ansicht, daß die Franzosen lediglich Zeit gewinnen wollen. Und er behält recht.

15 Uhr. Mit atemloser Spannung lauschen die deutschen Grenadiere auf Gefechtsgeräusche. Aber nichts geschieht. Die Franzosen greifen nicht an.

Dafür beschießt nun die Divisionsartillerie wieder die französischen Stellungen auf dem Hohnneck. Später zählt man insgesamt 140 Granattrichter.

So wie die deutschen Grenadiere umsonst auf den Entlastungsangriff warten, tun es auch Capitaine Lartigaus Soldaten. Als nichts passiert, ergreift sie tiefe Mutlosigkeit. Lartigau hat Mühe, seine Männer bei der Stange zu halten, ihnen klarzumachen, daß sie keinesfalls im Stich gelassen würden. Doch sie glauben ihm nicht mehr.

Um so verwunderlicher ist es, daß sie den am nächsten Tag durchgeführten Angriff der Deutschen mit dem Mut der Verzweiflung erneut abwehren und diese zum Rückzug zwingen.

Um vier Uhr morgens griff Hauptmann Köck die feindliche Bastion an, um sechs Uhr mußte er den Rückzug befehlen.

Nach diesem neuerlichen Mißerfolg gibt es ein sehr langes Funkgespräch mit General Wagner, der ziemlich in der Klemme steckt, weil der Reichsführer SS ungeduldig wird und Erfolge sehen will. Himmler spart nicht mit handfesten Vorwürfen und läßt durchblicken, daß auf das Heer eben kein Verlaß mehr sei. Auch Korps und Armee drängen. In allen diesbezüglichen Gesprächen und Funksprüchen schimmert der Tenor durch: „Die Lage erfordert - die Lage zwingt - die Lage muß bereinigt werden, wenn nicht unabsehbare Folgen daraus entstehen sollen.“

Was nun an jenem 14. Dezember 1944 geschah, schilderte ein Augenzeuge später wie folgt:

„Es ist stockdunkel. Schnee und Nebel behindern die Sicht. Hauptmann Köck greift wieder den Hohnneck an. Der Stoßtrupp schraubt sich gegen den heulenden Sturm den Hang hinauf. Oberleutnant Backhaus geht als ‚Wegweiser‘ voran. Hauptmann Köck befindet sich etwa in der Mitte. Eine Verständigung ist kaum möglich, der Sturm verschluckt jedes Wort. Die schweren Waffen im Tal schießen in kurzen Abständen, um den Angriff zu verschleiern.

Morgengrauen. Der Sturm läßt nach. Leutnant Rüther, der Artillerie-VB, fordert telefonisch einen Richtungsschuß an. Die Granate schlittert über die Köpfe der Stoßtruppler hinweg und detoniert. Sekundenlang ist das Hotel zu sehen.

Die Männer des Stoßtrupps verteilen sich. Die Gebäude sind halbkreisförmig umstellt. Hauptmann Köck schießt aufrecht stehend eine Leuchtkugel ab. Das bedeutet: Feuer frei. Es ist 6.40 Uhr. MG-Garben prasseln in die Fensterhöhlen. Hauptmann Köck schießt noch mehr Leuchtkugeln. Sie durchdringen zischend den Nebel. Hell muß es sein, damit die Grenadiere etwas sehen können. Panzerfäuste krachen an das Gemäuer. Flammenwerfer zischen an der Hauswand hoch. Die Tunesier werfen ihre letzten Handgranaten. Ihr letztes schweres MG fällt aus.

Ein verabredetes Zeichen. Der Stoßtrupp schießt nicht mehr. Pioniere springen an das Hotel heran und legen Sprengladungen. Explosionen, Luftdruckwellen, stürzende Mauerbrocken, Rauch und Staub. Flammen züngeln. Der Haupteingang ist aufgebrochen. Eine geballte Ladung wird in den Luftschacht geworfen. Die Männer nehmen volle Deckung oder pressen sich an die Hauswand. Das Gebäude wankt unter dem Explosionsdruck. Ein Teil der Betondecke stürzt zusammen, etliche Verteidiger unter sich begrabend. Der Stoßtrupp ist im Hotel...“

Die sich tapfer wehrenden Tunesier sind am Ende. Capitaine Lartigau sieht ein, daß jeder weitere Widerstand zwecklos ist und gibt den Befehl, das Feuer einzustellen und sich zu ergeben.

Die Gefangenen werden gesammelt und gezählt. Es sind über hundert-zwanzig. Dreiundzwanzig von ihnen sind verwundet. Etwa vierzig Soldaten hatten in den Kämpfen der letzten Tage den Tod gefunden. Die Anzahl der erbeuteten Waffen ist nicht gering: eine 2-cm-Flak, vier schwere Granatwerfer, zwei schwere MG und fünfzehn leichte.

Die Verluste auf deutscher Seite betrugen: vier Tote und dreißig Verwundete.

Die Lage am Hohnneck war damit bereinigt. Hauptmann Köck erhielt das Ritterkreuz.

Das Oberkommando der Wehrmacht gab am 15. Dezember bekannt:

„Im Oberelsaß setzten unsere Verbände in mehreren Abschnitten ihre erfolgreichen Angriffe fort. Südlich Rappoltsweiler wurde der Feind von einer beherrschenden Höhe geworfen, die in den Hochvogesen liegende Burg Hohnneck wieder erobert.“

Diese Meldung ging in der Turbulenz jener Tage völlig unter. Wer kannte schon den Hohnneck? Auch diese Ereignisse waren ein Teil der „vergessenen Schlacht“ jenseits des Rheins.

Ein weitaus spektakuläreres Ereignis hielt dafür die Welt in Atem: die letzte deutsche Großoffensive in den Ardennen! Zwei deutsche Panzerarmeen gingen gegen die teils geschwächten Divisionen des VIII. US-Korps vor. Hitler glaubte, noch einmal das Ruder herumwerfen zu können.

Doch auch diese Offensive blieb - hauptsächlich mangels Betriebsstoff - ohne Erfolg.

Das schreckliche Ende war nun nicht mehr fern...

ENDE